

Meine verse

Otto Erich Hartleben

OTTO ERICH HARTLEBEN

MEINE VERSE

GESAMMTAUSGABE

Berlin, S. Fischer, Verlag

OTTO·ERICH HARTLEBEN

MEINE·VERSE

GESAMMTAUSGABE

Berlin, S. Fischer, Verlag

Von

OTTO ERICH HARTLEBEN

ist im gleichen Verlage erschienen:

Angele. Comödie. 1891.

Die Serényi. Zwei verschiedene Geschichten. 1891. IV. Auflage 1902.

Der Frosch. Familiendrama nach Henrik Ipse. 1891. III. Auflage 1900.

Hanna Jagert. Comödie. 1893. II. Auflage 1901.

Die Erziehung zur Ehe. Comödie. 1893. III. Auflage 1902.

Die Geschichte vom abgerissenen Knopfe. 1893. XII. Auflage 1904.

Ein Ehrenwort. Schauspiel. 1894. II. veränderte Auflage 1902.

Vom gastfreien Pastor. 1895. XIV. Auflage 1904.

Der römische Maler. 1898. IV. Auflage 1900.

Die Befreiten. Ein Einakter-Cyklus. (Inhalt: Die Lore — Die sittliche Forderung — Abschied vom Regiment — Der Fremde). 1899. II. Aufl. 1901

Ein wahrhaft guter Mensch. Comödie. 1899. Neubearbeitung 1904.

Rosenmontag. Eine Offiziers-Tragödie. 1900. XIV. Auflage 1904.

Der Halkyonier. Ein Buch Schlussreime. 1904.




OTTO·ERICH·HARTLEBEN·

Otto Erich Hartleben

Meine Verse

Gesamtausgabe

Berlin 1905
S. Fischer, Verlag

Meine Verse

1883 – 1904

Odi profanum . . .

Hasse den Pöbel! Halt dir das Volk vom Leib!
Der theuren Sippschaft weise mit Hohn die Thür,
und singe stolz die eignen Lieder,
bauend auf dich und die heil'ge Dichtkunst!

1894.

Dir, der Wahrheit, gelte des ernsten Sängers
erster Laut! Dir ficht er des Geistes Kämpfe,
deiner Krone blitzender Strahl erhob und
bannt seinen Blick nun!

Opferdampf stieg von der befleckten Erde
wahrlich niemals herrlicher auf zum Himmel,
denn, da dein Wort Märtyrerblut besiegelt,
heilige Wahrheit,

da der Pfaff sich, Pfaffe zugleich und Henker,
an der Gluthqual denkender Menschen letzte,
da im Rauch sein Blick und des Ketzers
Blick wie
Dolche sich kreuzten! –

Jene Gluth, entglommen dem Schooss des Dunkels,
überwand siegreich den Bezirk der Scheite,
als des Dunkels Feind, und der Strom der
Zeiten
wird sie nicht löschen!

Nein! Sie glüht! Und wärs in den fernsten
Tagen,
Asche wird die finstere Tempelhalle,
drin, geknechtet, seufzet der Geist der Menschheit!
Hegend und reifend

eine Saat, die spätere Enkel ernten,
fasst sie Herzen, die sie entflammt zum Trotze:
ihre Macht verkündigend, hat sie meine
Lieder befeuert.

Der Sünder

I

Wenn ich den Wellenschlag des Meeres höre,
eintönig rauschend, Nachts, in dunkler Stunde,
aufblutet des Gewissens alte Wunde,
so stark ich auch mich wider mich empöre.

Ich seh ein Weib, gehüllt in Trauerflöre,
das murmelt dumpf mit todesblassem Munde,
was mich vor Graun erbeben macht, die Kunde,
dass sie der Schande Fluch im Grabe störe.

Weh meinem fiebergluth-durchlohten Hirne!
Ich seh sie winken mir mit schmalen Händen –
und kalte Tropfen perlen von der Stirne.

Der Rache Faust seh ich auf mich sie wenden,
weil sie durch mich erniedrigt ward zur Dirne –
in Qualen fühl ich meine Nächte enden.

II

Des Morgens, wenn am Strande noch der
Hauch der Nacht
weht, wenn im Osten kaum das Frührothlicht
erwacht,
wenn sich die Wellen färben – irr ich schon
verstört
und stehe, wo am Steine sich der Schwall
empört,
und schau hinaus aufs unermessne, öde Meer,
trocken und starr die Augen und die Brust
so leer . . .

Allmählich wohl vergess ich meine Schuld
und Qual.
Ich denke dann des Tages, da zum ersten Mal
ich sie gesehn, das blonde, märchenschöne Kind.
Die Thür der armen Hütte, drin sie sitzt und
sinnt,
steht wieder offen, wieder hemm ich meinen
Fuss,
der schon vorübereilen wollte . . ersten Gruss

wagen die Augen, ihre Hand erbebt . . doch blieb
haften ihr Blick in meinem tief —: hast du mich
lieb? . . mich lieb? . .

Zurück! Schon zischt die Welle unter dir!
Die Fluth,
sie steigt . . und wieder drängt sie an mit
alter Wuth!

III

Die Woge funkelt. Warme, weiche Sommernacht
sank nieder, doch am Strande lebt es noch und
lacht.
Da freuen frohe Menschen sich am seltnen
Spiel,
das die Natur spielt, jauchzen, wenn die
Welle fiel
und blinkte . . .

Aber freudefeindlich, fern dem Schwarm
wandl ich allein und nähre finster meinen Harm.
Zu meinem Herzen redet die Natur nicht mehr,
mir schweigt des Lenzes Saatengrün, mir
schweigt das Meer.

Ehmals wohl fasste Wonne meine Seele ganz:
ich kniete, wenn am Meeressaum der Sonnen-
glanz
aufglomm, und hehre Schauer füllten mir die
Brust.

Kam eine Nacht, voll Scheideleid und Liebeslust,
kam eine Nacht, sternblinkend wie die heutige
zwar,
die doch unendlich schöner wie die heutige
war!
Ich lag zu Füssen der Geliebten, sah empor
zu des geflammten Himmels ewiger Pracht
und schwor:

So wahr erhabene Andacht meine Seele füllt,
da heilige Ruh in Schlummer alles Leben hüllt,
da niederblitzt das Sternendiadem der Nacht:
scheiden von dir soll nimmer mich der Welten
Macht!
Ich kehre wieder, eh der Herbst die Blätter
raubt,
du bist mein Weib, eh übers Feld der Winter
schnaubt! –

Seit jener Nacht spricht die Natur zu mir
nicht mehr,
mir schweigt des Lenzes Saatengrün, mir
schweigt das Meer

IV

Frischer Windhauch strafft mir der Segel Seile,
lässt die Fluth aufspritzen in hellen Kämmen,
hei! der sturmschnell eilende leichte Nachen
hebt sich und senkt sich.

An der Stirne kleben die feuchten Locken,
und das Hirn durchbohren die Gluthgedanken.
Wirr und rastlos flattert das Haar der Furie,
züngeln die Nattern! –

Dass ein Gott wär, dem ich mich beugen könnte!
Dass ein Gott wär, welcher mich strafen dürfte!
Jauchzend wollt ich, sühneberauscht und büssend,
tauchen ins Weltmeer!

Beuge die Zweige nieder, herbstlicher Wind,
wirble die Blätter empor
und sättige mir die brennende Stirne
mit den verwehten Tropfen der Nacht!

Sternlos lastende Nacht,
willig leihst du dem Werk der Zerstörung,
das am prangenden Wald übt der gewaltige
Feind,
deinen Mantel und deckst den Frevel.

Hast auch mir, verheerend die junge Seele,
tief beschattet den Pfad,
wenn das sinnverwirrende Weib
mich zur Stelle beschied.
Wenn ich gebebt in entehrenden Banden,
wenn ich gerungen mit Macht wider um-
strickende Qual,

hast du mir tückisch ins Ohr geflüstert:
Geborgen ist in meinem Schooss dein Haupt
und meine Schatten
tilgen die Röthe der Scham von den glühenden Wangen. –

Sternlos lastende Nacht, nun bin ich dein,
hast mich hinuntergezogen in deine Beschattung,
trostlos lagert mein Haupt in deinem Schooss.

Die Schönheit leuchtet mir,
wie fernes Licht dem Wandrer
auf irrem Pfade.

Wolken der Schuld
wallen ums Haupt,
doch nimmer verhüllt
strahlet hindurch
jene Leuchte.

Du hast gehoben
aus der Zukunft Horizont
an den hohen Himmel mir
des Lebens Licht!

Nun gleicht der Gluth
die Lebensluft,
in die mein Dasein
du gebannt –
seis, dass verzehrt sie
mich und mein Leben,
seis, dass sie leuchte
in Glanz unserm Glück.

Moderne Oden

I

Nicht sank in Schwachheit unserer Sprache Kunst,
seitdem verhallt ist früher Heroen Schritt –
wir wandeln weiter ihre Bahnen
tönenden Fusses – und schauen lichtwärts.

Wir meistern, stolz nicht minder wie jene, noch
das Wort, und kunstreich meisselt die sichre Hand
aus deutscher Sprache reinstem Marmor
nimmer-vergänglicher Formen Schönheit.

Denn für der Menschheit heilige Güter schlägt
auch uns das Herz. Die fröhliche Flammengluth,
die ewig zu den Sternen deutet,
loht auch in uns von dem Grund der Seelen.

Wie Göttern einst der lockigen Hebe Hand
geschenkt den Nectar ewigen Jugendmuths,
so wollen wir in alten Schalen
reichen den schäumenden Wein der Zeiten.

II

Wohin du horchst, vernimmst du den Hilferuf
der Noth. Wohin du blickest, erschrecken dich
gerungne Hände, bleiche Lippen,
die nach des Todes Erlösung schmachten.

Wohin du hilfreich schreitest, versinkt dein Fuss
im Koth der Lügen. Jeglichem Elend noch
umwebten sie den Schein der Ordnung,
jeglicher Schande des Alters Würde.

In diesem dunkelfluthenden Wogenschwall
wo ist der Grund, der unsere Anker hält?
Wann naht der Gott, im Sturme fahrend,
der die verpesteten Lüfte reinigt?

Wo blitzt ein Lichtstrahl kommenden Morgenroths
an diesem nachtbelasteten Horizont?
Wo sieht der Jugend Thatensehnsucht
flattern die Wimpel des fernen Zieles?

III

Sträuben sollen wir uns wider das Eisenjoch,
dem der Gewohnheit Schmutz Würde des Alters
lieh –
wen das steigende Licht grüsst,
nie sehn er die Nacht zurück!

Feigheit knechtet die Zeit, beuget der Nacken
Kraft:
wagt, o wagt es mit mir, frei zu bekennen, was
längst der kühnere Blick sah,
längst Allen im Busen lebt!

Heilig gelten der Zeit Rechte des Alters nur:
was da bestand vordem, heisst sie bestehens-
werth,
heilig gelten der Zeit nicht
Treupflichten des eignen Sinns.

Sträuben w o l l e n wir uns wider das Eisenjoch
dem der Gewohnheit Schmutz Würde des Alters
lieh –
wen das steigende Licht grüsst,
nie sehn er die Nacht zurück!

IV

Erschlafft im Schlafe kindischen Glaubens, hast
du lang genug jetzt, duldendes Volk, geruht.
Ermannet euch — und eurer Ketten
rostige Reife, sie werden brechen!

Nicht länger betend winselt in leere Luft,
auf dieser Erde wirkt und erschafft das Heil.
Verlacht der Pfaffen schnöde Lüge,
die da vertröstet aufs bessre Jenseits!

Fort mit dem Trugbild ewiger Seligkeit,
das aus dem Leben, drin es zu leben galt,
euch thatenlose, freudelose,
lockt in die schweigende Nacht des Todes!

V

Es lebt ein Gott, der Schöpfer des Weltenrunds,
so sagen sie. – Doch geben sie Kunde auch,
ob von dem Funkeln, das den einen
Tropfen im Meere des Alls umflimmert,

ob er vom Ringen menschlicher Nichtigkeit
jemals vernahm? – All-mächtig und -liebevoll
ist er! Vor seinen Vateraugen
birgt im unendlichen Raum sich Niemand!

Kein Schmerz ist ihm, kein Jubel der Freude fremd:
als Gott der Liebe preisen wir ihn auf Knien!
– So säh er also dieser Erde
nimmer ermessne Jammerwüste?

Er säh das Edle unter den Fuss gestampft
des Tiefgemeinen? Sähe in Qual und Staub
sich wälzen Millionen Herzen,
blutig, gemartert ein langes Leben?

Und endets nicht? – Und trümmert und schmettert nicht
die Welt ins wahnlos friedliche Nichts zurück?
Der Gott – grausamer wär er wahrlich,
als der verworfenste Menschenbube.

VI

Du lebtest noch, so sagen sie und knien
vor deinem Kreuzesholz, daran in Qual
du hängst, und küssen deine Füsse.

Sie sahn die Hunde mit dem Schweife wedeln,
sich niederducken vor dem Fuss des Herrn –
und gingen hin und thaten Gleiches.

Ha! Lebtest du, du rissest von dem Nagel,
dem martervollen, deinen Fuss – in Staub
trätest du sie verachtend nieder!

VII

Kennst du den Zwang, der Sterne um Sterne
dreht?
Kennst du die Gluth, die Sonnen entflammt zum
Licht? –
Du siehst nach stillem Lenzeswerden
freudig unsterbliche Fruchtgestaltung.

Du fühlst der Liebe heiliges Wunder, fühlst
den Gott im Menschen, der dir das Schwert
verliehn,
zu Höchstem Kraft und heisses Trachten
und den unendlichen Zug nach Freude!

Vollendungsfreude schmettert den Jubelton
des Sieges durch die ringende Wuth des Alls
Wohl stösst dein Blick an graue Wolken –
droben gewölbt steht ewige Klarheit.

VIII

Aus des Hochwalds Dunkel, empor zur Sonne,
die hindurchblitzt zwischen dem Laub der Kronen,
ringt und wächst und strebt in die Höh das junge
schwankende Stämmchen.

Nicht gedeihn kanns drunten im kalten Schatten,
aber droben lächelt ihm Licht und Wärme,
droben wirds im sonnigen Blau des Aethers
wiegen das Haupt einst. –

Auch du witterst und spürst, o meine Seele,
hoch ob all der lastenden Nacht der Schmerzen
eines blauen, nimmer getrübten Himmels
göttliche Reinheit.

Auch du dränge zur Höh, o meine Seele,
bis dich krönt das leuchtende Gold der Sonne,
bis vergessen unter dir schweigt des Lebens
wuchernde Wildnis.

Wir hattens einst so gut verstanden,
zu küssen uns zu rechter Stund,
eh wir es selber ganz empfanden,
gefunden hatte Mund den Mund.

Ein einiger Gedanke schwebte,
war weder mir noch dir bewusst,
und plötzlich Lipp an Lippe bebte
und plötzlich bebte Brust an Brust.

Dann haben wirs vergessen müssen,
verleugnet ward die Kinderzeit,
wir trugen, statt uns froh zu küssen,
ehrbar und dumm das Heuchlerkleid.

Doch als ich heut nach langen Tagen,
dich still geliebte wiedersah –
wir hattens gar zu schwer getragen –
war Kuss und Kindheit wieder da!

Die Geburt der Sterne

Weisst du, mein Lieb, wann jedesmal am
Firmament ein Licht,
ein Stern entsteht? Du thöricht Kind, nicht wahr,
das weisst du nicht.
Ich muss es dir erzählen, komm, und lege
traulich sacht
dein Köpfchen mir ans warme Herz – an-
dämmern lass die Nacht.

Siehst du: der dunkle Himmel dort ist ein
unendlicher Garten,
drin stille Engel unsichtbar goldener Blumen
warten.
Und jedesmal, wann drunten hier zwei Seelen
sich entzünden,
sich, zu einander heiss gebannt, in Glück und
Gluth verbünden,
dann pflanzen eine Blume sie dem tiefen
Grunde ein
und segnen jede junge Lust mit jungem
Sternenschein. –

O sieh: schon ist die heilige Nacht gemach
herangetreten,
die Blumen leuchten ungezählt her von den
ewigen Beeten,
und alle künden und zeugen nur von irdischer
Menschen Liebe –
o dass auch unseres Glückes Stern ewig uns
leuchten bliebe!

Voll erblüht die schüchterne Rosenknospe
in dem flurdurchwärmenden Strahl der Sonne,
und bewundernd schaut ihr der Mensch ins
offne,
glühende Antlitz.

Doch der Nacht erst will sie den letzten
Reichthum,
ihrer Düfte süsseren Strom sie spenden –
O versteh mein Schweigen! – Im Schwarm
der Menge
lass mich verstummen!

– Und wenn ich sinne, denk ich wohl der
Mutter.
Gedankenkühn in aller Leidensdemuth,
den Blick geheftet auf das Christusbild,
zu Füssen deines Bettes an der Wand –
so lagst du vor mir. Und die Worte wieder
hör ich aus deinem sterbensmatten Munde:
Nicht meinetwegen bangt mir vor dem Tode.
Euch lass ich nun allein ... In tiefes Sinnen
verlorst du dich. Und deine Augen hingen
wie zukunftsuchend an dem Dorngekrönten,
an den du glaubtest.

Ich war ein Kind und ahnte kaum die Stunde
und ihre unheilschwere Leidensfülle,
doch oft seitdem will es mich leis gemahnen,
als hätte damals lastend schon die Hand
des Schicksals sich gelegt auf meinen Nacken,
als stünd ich fremd in einem reichen Hause ...

Doch seis darum. Was frommt es, insgeheim
knirschend zu rechten mit dem ewgen Unrecht.
Ich bin durch dich, und in mir rollt dein Blut,
und keinen Tropfen liess ich um das Glück
Niedriggeborner.

Du gabst es mir, dass es lebendig bliebe,
dass es auf andre seinen Strom ergiesse –
auch dir hat jedes Wollen sich gepresst
in heisses Leid und jede starke Liebe –
du gabst es mir, ich bin durch dich berufen,
zu reden in der Welt von deinem Blute.

Denkst du daran, wie du zum erstenmal
aus deiner Heimathberge düstrem Forst
aus dunklem Tannengrün des hohen Harzes
als Knabe niederschautest in die Ebne? –
Die Welt ist bunt! so riefst du jauchzend aus.
Da dehnten sich die farbigen Felderstreifen
vor dir hinab wie Blätter eines Fächers,
entfaltet an den runden, sanften Hügeln –
und also farbig rings die weite Welt!
Und reichlicher und dreimal leuchtender,
als drinnen in den schwarzen Tannenwäldern
schien drüberhin das Sonnengold zu gluthen . . .
Die Welt ist bunt! – O wär sie bunt geblieben.

Lied des Trotzes

Es lebt noch eine Flamme,
es grünt noch eine Saat –
verzage nicht, noch bange:
im Anfang war die That!

Die finstren Wolken lagern
schwer auf dem greisen Land,
die welken Blätter rascheln,
was glänzt, ist Herbstestand . . .

Den Blick zum Staub gewendet,
so hasten sie dahin,
verdüstert ihre Stirnen,
dumpf und gemein ihr Sinn . . .

Doch seh ich Fäuste zittern
und Schläfen fühl ich glühn,
Zornadern seh ich schwellen,
manch Auge trotzig sprühn . . .

Es lebt noch eine Flamme,
es grünt noch eine Saat –
verzage nicht, noch bange:
im Anfang war die That!

Das Confirmationskleid

I

In Nordberlin, im Hinterhaus, vier Treppen,
wohnt ein Student. Er war nicht reich; doch arm,
blutarm war seine Wirthin, eine Wittwe.
Die sass in ihrem düsteren Hinterstübchen,
und vor ihr stand bekümmert ihre Tochter,
das bleiche, hübsche, vierzehnjährge Gretchen.
Sie stand vor ihr, als wär sie schuldbewusst,
und liess das Köpfchen hängen; ihre Mutter
schalt auf sie ein mit ihrer harten Stimme:

Ein neues Kleid? Zur Confirmation!
Fürn lieben Gott! Was? Frag doch mal den Pastor,
wieso denn die, die nicht mal so viel Geld
bekamen, um in einem ganzen Kleide
des Sonntags in die Kirche gehn zu können,
wieso denn die an Gott noch glauben müssten!

Geh, frag ihn, aber bitt mich nicht um Geld
und Kleider . . freu dich, wenn du nicht ver-
hungerst . . .
Und weinend wendet Gretchen sich zur Thür.
Da kommt ihr ein Gedanke. Mutter! ruft sie,
ich will den Herren Doctor bitten – Mutter!
Was lachst du? – Das ist recht! Nur zu! Nur zu!
Es muss ja doch mal kommen. Geh nur hin! –
Ich glaube, Mutter, dass ers thut. – Gewiss!
Er wäre ja ein Narr, wenn er sich zierte!
Und wieder lacht sie bitter höhnisch auf.

Ein Bangen vor der Mutter fasst das Kind.
Es geht hinaus und leise, schüchtern klopft es
an des Studenten Thür. Herein! Und zagend,
erröthend überschreitet sie die Schwelle.
Sie hat noch nicht gebettelt. –

Gretchen! Du? –
So komm doch näher, Kind . . was giebt es denn?
Was hast du denn? O sieh, du hast geweint!
Gieb mir die Hand: wer hat dir was gethan? –
Und freundlich fasst er ihre Hand und schaut
in ihre grossen braunen Augen. Flehend,
doch ohne Scheu sind sie auf ihn gerichtet.
Und langsam sagt sie: Nächsten Sonntag schon,
am Ostersonntag . . werd ich eingesegnet . .
und alle kommen sie in schwarzen Kleidern . .

in neuen schwarzen Kleidern . . aber ich . . ich bat die Mutter . . . Ach, wir sind so arm! Von jähem Mitleid mit sich selbst bewältigt, bricht sie aufs neu in heisse Thränen aus, und, wie nach Tröstung suchend, fasst sie fester die Hand des jungen Mannes.

Gretchen! Komm:
sei still! Und ihre linke Hand, mit der sie ihre Thränen trocknet, zieht er sanft herab. – Ich schenk es dir, das schwarze Kleid!

Dann aber stösst er sie fast rauh von sich: Ich habe noch zu thun. Komm! Sei gescheit! Lass meine Hand! Ich habe noch zu thun.

II

Am Ostermontag früh – es war bald drei –
kam der Student, der heut im Kreis der Freunde
das Fest beim Gläserklang gefeiert hatte,
vergnügt und aufgeräumt nach Hause.

Tastend
sucht er das Feuerzeug auf seinem Nachttisch.
Er streicht ein Zündholz an – Was?

Und sofort
lässt er es wieder fallen. Was war das? –
S ist wieder dunkel. – Bin ich denn bezecht?
Und wiederum streicht er ein Zündholz an.
Es zittert seine Hand dabei. Er sieht
nicht auf das Bett, bevor die Kerze nicht
brennt – Himmel!

Auf dem offnen Bette liegt
in festem Schlafe Gretchen: noch geschmückt,
wie man es Gott zu ehren that. Das Kleid
ist aufgeknöpft – in ihrem Schoosse liegt
noch der verwelkte Strauss, und heitrer Friede
ruht auf dem blassen Antlitz. Halb geöffnet
sind ihre Kinderlippen, und ein Traum
spielt wie ein Blüthenduft um ihre Lippen.

Minutenlang betrachtet er dies Bild,
starr, ohne Denken. Glühend heiss fühlt er
das Blut in seinen Adern, wieder dann
spürt er ein eiskalt Schauern bis ins Mark.
Doch dann besinnt er sich und fährt sich über
die Stirne mit der Hand und sucht zu lachen.

Gretchen! Sie lächelt still im Traume.
Gretchen!
Sie fährt empor. Der Friede ist gewichen,
und Schreck und Scham malt sich auf ihren
Wangen.
Mein liebes Kind, wie kommst du denn hierher?
Hast du im Zimmer dich geirrt? – Sie hält
verwirrt
ihr Kleid zusammen, senkt das Köpfchen. Nein,
sagt sie, die Mutter schickte mich hierher.
Ich sollte Sie erwarten . . Ihnen danken . .
Sie hättens so gewünscht –

Ich?! – Doch, jawohl . . .
Ich . . wollte dich noch sehn in deinem Kleide,
ich dachte nicht . . es ist so spät geworden.
Ja, und . . der Pastor gab euch jedem doch
ein Bibelwort, nicht wahr? Wie hiess denn deins?

Sie knöpft an ihrem Kleide: Selig sind,
die reines Herzens sind. Sie sitzt und knöpft
an ihrem Kleide.

Komm, nun geh hinüber.
Und schlafe weiter: bist gewiss recht müde.
Er führt sie an der Hand zur Thür. Da tritt
die Alte ein.

Sie lacht – verächtlich fast:
Sie wolln sie nicht? Auch gut. Es kommt ein
andrer.
Der Andere, der immer kommt. Gut Nacht!
Wir wollten uns nicht lumpen lassen . . .
Komm! –

Und hinter ihnen fällt die Thür ins Schloss.

Morituri

Es ist ein Ziel gesteckt, die Flagge weht –
roth ist ihr Tuch und golden ihre Sterne . . .

Die Menschheit rollt auf ehernem Siegeswagen
dem Ziele zu. Das Hirn der Menschensöhne
spritzt um die Räder. Todesjauchzen gellt
wie Hoffnungsrufen durch die Morgennebel!

Ihr alle, die ihr zagt und nicht vermögt,
den Lorbeer um die Kämpferstirn zu winden
mit eigner, kraftbewusster Faust – die ihr
die Ketten spürt, doch sie nicht sprengen könnt –
das Ziel erkennt und doch zu eigner Qual
verzweifelt vor der Ohnmacht eurer Brust –
jauchzet den Rädern zu, die euch zerschlagen!
Mit Rosen schmückt die Haare! Brünstig werft
euch in die Bahn! Grüsst sterbend eure Herrin:
Heil, Hehre, dir, die du gen Morgen fährst! –

Das Jauchzen stirbt. Blutzeugen liegen stumm
am Wege. Ihre bleichen Häupter krönt
der kühle Glorienschein der frühen Sonne.
Verlorne Lorbeerblätter von der Stirne
der Göttlichen weht nun der Wind im Spiel
um der Gesunknen kalte Schläfen.

Lili

I

. . . Als ich dann wieder in die Heimath kam –
im Frühling wars, die Hyacinthen blühten –
da war sie tot, von fremden, kalten Menschen
hinausgetragen in ein kahles Grab. – –

Ich fand es nicht. Langsam ging ich zurück
in ihre Wohnung. Ihre feiste Wirthin
sprach schmunzelnd: Gott, die Menschen sind
nicht rar!
Nicht eine Woche stand ihr Zimmer leer.
Jetzt wohnt ein allerliebstes Chansonnettlein
darin, ganz jung noch, mit so lustigen Füssen!
Wolln Sie sie sehn?
– –
Und ich erfuhr, wie sie gestorben war.
Vor ihren Augen, während sie in Qualen
und Fieber dalag, hatten – ihre Schwestern
begierig ihrer Habe sich bemächtigt:

Sparkassenbücher, Kleider, Schmuck und Wäsche
aus allen Kästen sich hervorgesucht
und – umgepackt in einen grossen Korb.

Da . . hatte sie den bleichen Kopf erhoben
von ihrem Kissen, hatte sich verwundert
mit grossen, schwarzen Augen umgeschaut
und hatte . . gelächelt . . .
– –
Mir ist . . als ob ich dieses Lächeln sähe!

II

Kein Tag des Leides noch der Freude flieht,
dass ich nicht deiner, der verlornen, dächte.
Kein Bild, das vor die frohen Sinne zieht
und nicht dein zartes Bild zurück mir brächte.

Mit hellem Auge grüsstest du den Tod
und voll Verachtung bist du hingesunken,
Verachtung für der Menschen Zwanggebot,
Verachtung für den Kelch, den du getrunken.

Im Kampf des Lebens standest du enterbt
und rauh erfasst schon in den Kindesjahren,
des Lenzes Knospen, früh vom Frost verderbt –
und noch im Sterben hast du Neid erfahren.

Mit hellem Auge grüsstest du den Tod,
und klar und fest ist deine Stirn geblieben.
Wem je dein Blick den stillen Gruss entbot,
dem bleibt er immerdar ins Herz geschrieben.

III

Im leichten Wirbel meiner Jugendtage
schweigt, was ich Schweres still im Busen trage:
die unverwehte, leise Totenklage.

Mein Auge weinte, meine Lippen flehten:
im Traume bist du vor mich hingetreten,
und um dein Leben hab ich Gott gebeten.

Ad notam

Von dem die Jugend lernen kann,
Ernst Zitelmann,

in seinem goldenen Liederbuch
spricht er den Spruch:

> Versuche nie in des Dichters Gedicht
> sein Leben wiederzufinden:
> zu erleben braucht er das Alles nicht,
> er muss nur Alles empfinden.

Das hat der Herr sehr schön gesagt,
(Gott seis geklagt!)

darum, was der Herr Professor spricht –
vergesst mir nicht!

Ich bin rasiert und trage keine Locke,
sogar die Bürste gönn ich meinem Rocke.
Ich bin durchaus kein lyrischer Tenor,
nur was ich heiss durchlebt, trag ich euch vor.

Nicht zart allein ins schwelgende Gefühl
verlier ich mich – auch in der Welt Gewühl.
Und seh das Schöne nicht und Edle nur,
ich kenne der Gemeinheit breite Spur.

Ich seh den Schmutz am Lumpenrock des Sclaven,
ich seh den Schmutz im Herzen manches Braven.
Und sprech es aus, was Kopf und Herz empört,
und freue mich, wenns euch die Ruhe stört.

Und ob ihr Klugen auch mein Wollen höhnt –
und ob ihr Frommen mich entsetzt verpönt –
und ob ihr Zarten meine Worte flieht –
hart ist das Leben, hart sei auch mein Lied!

Die jubelnd nie den überschäumten Becher
gehoben in der heiligen Mitternacht,
und denen nie ein dunkles Mädchenauge,
zur Sünde lockend, sprühend zugelacht –

die nie den ernsten Tand der Welt vergassen
und freudig nie dem Strudel sich vertraut –
o sie sind klug, sie bringens weit im Leben . . .
Ich kann nicht sagen, wie mir davor graut!

Es steht die Welt in Blüthe,
in Blüthe steht dein Herz!
Wie nun der Sturm auch wüthe,
es schmolz der starre Schmerz.

Denn das ist Lenzes Stürmen,
das ist des Lenzes Wuth:
der rüttelt an den Thürmen,
der peitscht das Meer zur Fluth,

der zieht durch aller Seelen
und weht in aller Brust –
bis ihm aus tausend Kehlen
die Erde jauchzt in Lust!

Puck

Kleines, herziges Mädel du,
sag, was musste die Mutter schon
lange Kleider dir geben, die,
ach, jenen dunklen Strümpfestreif,
jenes lustige Füssepaar,
das kein Sterblicher ruhen sah,
jetzt mir neidisch verhüllen!

Fürder bist du das Kind nicht mehr,
dem in spielenden Scherzen ich
zeigen durfte noch ungestraft,
wie von sonniger Freudigkeit
sich erhellte die Seele mir,
wenn dein leuchtendes Auge mich
traf mit flüchtigem Blicke.

Als Knabe hab ich dich geliebt
und du, ein süsses Kind, auch mich:
wenn es auf Erden Reines giebt,
traf da die Gnade mich und dich.

Da schon ich heisse Lieder sang,
in mich verscheucht, fremd in der Welt,
noch stets in meinem Herzen klang
Erinnrung, phantasiegeschwellt. –

Seitdem hatt ich den Ton verlernt,
bei dem die Seele einst gebebt:
ich war dir nah und doch entfernt,
ich habe ohne dich gelebt.

Doch heut, heut sah ich dich im Traum
und küsste wieder deinen Mund.
Zwar, dich zu fühlen, wagt ich kaum,
und fühlte doch der Brüste Rund.

Das weiche, warme Braun des Haars,
der braunen Augen blitzender Schein,
das spöttische Kindeslachen wars . . .
Und – bin erwacht und – bin allein.

Liebe und Lyrik

Der Liebe Lust in Liedern auszuklagen,
scheint heutzutag dem Dichter fast verwehrt.
Was könnt er Neues auch den Leuten sagen:
so mancher hat uns schon sein Glück beschert.
Glaubt einer gar der Liebe Leid zu tragen,
lässt er uns sicherlich nicht unversehrt:
Herz reimt noch stets auf Schmerz, auf Liebe
Triebe –
ich reimte mit Genuss auf beide – Hiebe!

So weiss denn selbst der traurigste Philister:
die Liebe sei so eine Himmelsmacht;
in illustrierten Wochenblättern liest er,
dass man sich oft sogar drum umgebracht.
Ein Kenner aller Leidenschaften ist er,
wer ihm nichts Neues bringt, wird ausgelacht:
kurz, was die Lieb angeht – er ist au fait:
es lässt sich nichts mehr machen drin. O weh!

Und ist man nun aus purem Pech ein Dichter,
dems schlecht behagt, den andern nachzutreten,
dems nicht genügt, nur manchmal neue Lichter
zu pflanzen vor ein Bild, zu dem sie beten –
so wird man fluchen auf das Reimgelichter,
das auch den schönsten Brei schon breitgetreten,
und wird, obwohl die Sache etwas schwierig,
die Liebe gänzlich streichen aus der Lyrik.

Wie hass ich jene, die naiv wie Thiere
ihr Lieben schmatzend beichten – ekelhaft!
Unreinem Ohre bei unechtem Biere!
Doch ist nicht schlimmer noch die Leidenschaft,
auf unverhülltem, feilem Druckpapiere
schamlos zu künden, was uns Freuden schafft?
Drum Heil dem Dichter, der mit sich gerungen
und als ein Held zum schweigen sich
bezwungen!

Lore

I

Stahlblauer Aether trage meine Schwingen,
goldrothe Sonn hast meine Kraft erregt!
Nun will ich laut und immer lauter singen
das Lied, das mir der Dank ins Herz gelegt!
Ein frommer Heide, will ich Opfer bringen,
dir Göttin, die den Busen mir bewegt,
und wenn im Glücke meine Lippen schweigen,
will ich mein Haupt, von Gnaden schwer,
dir neigen!

Im Jugendrausche stamml ich deinen Namen,
beseelende, o Venus, Herrscherin,
und mein Gebet beschliesst kein kaltes Amen,
mein Kuss bezeugt, wie tief ich dankbar bin!
Die Tage gingen und die Tage kamen:
ich war so still – was fiebert heut mein Sinn?
Was weckt in meiner Brust den Strom der Lieder?
Ja du! Du liebe Lore kehrtest wieder!

II

Ins Philisterium werd ich eingeschifft
als Material für künftige Schwiegerväter,
und meid ich nicht die Poesie wie Gift,
so ernt ich ein Familiengezeter.

O Lore! Kind! – Es rauschen die Pandekten –
und du in deiner Sophaecke lachst?
O Gott, wenn sie zu Hause das entdeckten!
Kind, sei doch ernst! Du weisst nicht, was du machst!

Fühlst du denn nicht den tiefen Ernst der Lage?
Des Lebens Pflichten, Lebens Jus und Muss? –
Dass ich mit frischer Kraft ans Werk mich wage,
gieb mir – dann aber still! – noch einen Kuss.

Gottvertraun zum Bayonette

O Muse! – Ja: ich liebe meine Muse.
Es ist ein schönes Weib und jung an Jahren!
Nicht allegorisch und abstract confuse,
sie schaut mich an mit Augen braun und klaren.
Sie redet zu den Männern in der Blouse,
wie auch zu denen, die auf Gummi fahren,
und trägt nicht blaue Strümpfe, sondern keine,
denn sie ist stolz auf ihre weissen Beine.

Und doch ist sie von altem, echtem Stamme,
echt ihr Costüm wie eine Butzenscheibe!
Joniens Sonnenluft war ihre Amme,
die sie erzog zum sonnenschönen Weibe:
auf dass sie meine Brust zum Lied entflamme,
dass immerdar ich ihr ein Sclave bleibe,
schönheitsgebannt, erfasst vom dunklen Sehnen
nach euch, ihr Götterhaine der Hellenen! –

Noch immer dieser Griechenschwarm von neulich
vor hundert Jahren? Endet man denn nie,
dies höchst frivole Volk zu preisen? Greulich!
Und jeder weiss doch, wie Päderastie,

Knechtschaft der Frauen, Sclaverei – abscheulich!
Sogar die Götter lebten wie das Vieh!
War da der Untergang nicht unausbleiblich?
Selbst im Olymp war die Bedienung weiblich!

Da lob ich mir Berliner Sittlichkeit,
fest garantiert von Polizeicolonnen!
Revolver tragen sie seit kurzer Zeit,
sind höflich gegen Jedermann gesonnen,
die besten Christen in der Christenheit —
gar einen hab ich herzlich lieb gewonnen,
das war der Wächter, der mir morgens schloss,
und dessen Gunst ich oft und gern genoss.

Die Socialisten und Prostituierten
behandeln sie mit stillbewegtem Fleiss,
da die den braven Bürger sonst genierten
und seinen sandgezognen Lebenskreis
durch unbequemes Toben alterierten.
Was keiner sieht, das macht auch keinen heiss,
und also regle man — das Strassenleben,
mags auch im Innern tiefere Wunden geben.

Die Socialisten sieht man bei publiquen
Begräbnisfeiern nur in – schwarzem Kreppe...
Die Herrschaft hat mit ihren Domestiquen
im Haus nicht mal gemein – dieselbe Treppe...

Nicht zu erröthen brauchen die Pudiquen,
da auf der Wilhelmstrasse keine – Prostituierte.
Kurz wie ein friedlich rieselnd Bächlein fliesst
das Leben dem hin, ders mit Mass geniesst.

Was wollt ihr mehr? Scheint euch das Brett nicht
sicher?
Schämt euch! Habt Gottvertraun zum Bayonette!
Wer fürchtet sich vorm Käfig wilder Viecher,
wer vor der Wuth des Hundes an der Kette!
Und thätet ihrs, ermuthgen muss auch Kriecher
ultima ratio regis der Lafette –
drum seid getrost: euch hält das Brett noch aus,
erst hinter euch der Sündfluth dunkler Graus.

Der Sündfluth, die den Schwall gehäufter Sünden
vernichtend ballt in ungeheurem Ringen –
Der Sündfluth, deren Hauch aus Höllenschlünden,
und deren Wogengang wie Todesschlingen –
Der Sündfluth, deren Nahn die Donner künden,
die fernher an das Ohr des Lauschers dringen –
Den Horizont umlagern Wellenkämme,
im Schein der Blitze beben dumpf die Dämme!

Und wenn dein Lächeln unter die Leute fällt –
sie lesen es wie goldene Scherben auf,
sie danken dir wie frohe Kinder,
schreiten mit hellerem Auge weiter.

An deiner Seite schweigend und ernst nur ich,
dem du die leichte Hand in den Arm gelegt . . .
O fernes Gold der lieben Sterne –
goldene Locken an meiner Schulter!

Alfred

In Rhythmen lebend und in Reimen schwelgend,
hinwandl ich trunken meine Jugendpfade:
nach jedem Schönen greif ich an dem Wege,
und von den Göttern fordr ich jede Gnade!

Drum, wenn den ruhelosen Sohn der Freude
die blonden Locken bald und bald die braunen
unwiderstehlich, neu und ewig fesseln,
so dulde lächelnd meiner Liebe Launen.

Doch schilt mich nicht, noch fürchte, dass die Treue
zum Freunde wie zur Liebsten könne schwinden:
sie steht auf andrem Grunde, sie wird dauern,
ein fester Sonnenstrahl in Frühlingswinden!

Du liebe Lore,
nun kehr ich wieder
und send als Boten
dir meine Lieder!

So sendet der Frühling
der Lerchen Sänge,
dass gleich ihm Jubel
vom Saatfeld klänge.

So sollst du mich grüssen
mit meinen Liedern –
sollst gleich meine Tollheit
mit Tollheit erwidern!

Lass gut sein, Mutter!

Ein spärlich Feuer glimmt noch auf dem Herde,
Es ist der einzge schwache Schein – ein Licht
wär viel zu theuer. In dem engen Raum,
dess Decke du mit deinen Händen greifst,
ist übelriechende, verdorbne Luft.
Man hat die Fenster nicht geöffnet, denn
die Wärme muss man halten, ach, die theure
Wärme!

Dort an der Wand, dem Herde gegenüber,
da steht ein schmutzges Bett, und hässlich Stöhnen
kommt von dort her aus einer kranken Brust.
Am blinden Fenster, das im Winde klappert,
der draussen durch des Dorfes Gassen fährt,
sitzt eine Frau und strickt. Sie hört das Stöhnen

des Kranken nicht und sieht die Spiele nicht
der Kinder, die zu ihren Füssen kauern –
sie sitzt und strickt, das Haupt nach vorn geneigt ...

Da plötzlich dröhnt es auf dem rohen Pflaster:
herangerollt in vornehm schnellem Trab
kommt ein Coupé. Die gnädge Frau steigt aus,
der Diener reisst die Thür der Hütte auf,
so dass ein scharfer Luftzug bis ans Bett
des Kranken fährt, und von der Schwelle tritt
ein schönes, junges Weib, die Frau vom Schloss.

Mit leisen Schritten kommt sie näher, winkt
der Frau, die sich erhob, und flüsternd fragt sie:
Wie geht es ihm? – Sie weist zum Bett nach hinten.
Ihr offnes, freudenreiches Antlitz glänzt,
verklärt vom Gotteshauche reinen Mitleids.

Ach, gnädge Frau, das ist nu schon so lang!
Statt dass er für die Kleinen und für mich
arbeitet, muss er selbst erhalten werden,
und besser werden kann er doch nicht wieder,
und wenn er nu man nicht so lange machte ...
Ein rauhes Wimmern unterbricht das Weib,
der Kranke hat sich selbst emporgerichtet:
Lass gut sein, Mutter ... und die eine Hand

streckt er, wie um Erbarmen flehend aus.
Noch einmal ruft er mit gebrochenem Hauch:
Lass gut sein, Mutter . . . und dann sinkt
er hin –
und in das Haus der Armen trat der Tod.

Lore

Da ich dich wiedersah,
bebte die Brust mir –
nun ich dich fasse,
bebt mir die Hand.

Fülle der Seligkeit
lässt mich erzittern –
Sonne des Glückes
sengt mir das Hirn.

Ehemals bangte mir,
ob ich dich fände –
aber nun bangt mir:
halt ich dich, Kind?

Die Fremde

Der düstre Hauch, der deine Stirn umweht,
der stille Zug, der um Erbarmen fleht,

das Zucken, das die Lippen dir bewegt,
hat wunderbar die Seele mir erregt. –

Dein Antlitz spricht von kaum verwehtem Leid,
verlornem Sinnen ist dein Blick geweiht,

wie welken Blumen, die die Häupter neigen,
scheint dir der Erde Sonnenlust zu schweigen.

Und doch! – Ein Etwas flammt noch von Verlangen,
ein Etwas will an diesem Leben hangen,

ein Etwas drängt nach ungefundner Lust –
o fändest du das Glück an meiner Brust!

Herbststurm

Dich hat der Sturm begnadet,
erfasst hat dich sein Hauch –
da nun zum Tanz er ladet:
dich lud er auch!

Fliege! Schwebst du auch nieder
auf braunen Wintergrund –
singe, o singe die Lieder,
so froh – so wund! –

Dich hat der Sturm begnadet,
erfasst hat dich sein Hauch –
da nun zum Tanz er ladet:
dich lud er auch!

O dass ich dich noch lieben kann,
macht mir das Herz so froh, so weit!
O dass ich dich noch lieben darf,
läutert mein Herz für alle Zeit!

Ich hab gespottet, hab gehöhnt,
nicht mehr an solches Glück geglaubt,
ich hab mit frecher Knabenhand
Blüthen dem eignen Lenz geraubt . . .

O dass ich dich noch lieben kann,
macht mir das Herz so froh, so weit!
O dass ich dich noch lieben darf,
dank ich dir nun für alle Zeit.

Heut ist ein Festtag,
Ellen, ein Freudentag!
Weisst du? Den ersten Kuss
raubt ich dir heut.

Ach, warst du böse
– als es geschehen war;
riebst dir die Lippen wund,
weintest beinah!

Sage doch, Ellen:
hast dich doch kaum gewehrt,
als ich dein Köpfchen nahm –
hast mich wohl lieb?

Ein Erinnerungsblatt

Das war der erste Lenztag dieses Jahrs!
Der Schnee zerschmolz, die Sonne leuchtete
ins Herz der Menschen wie zum ersten mal...

Da sind auch wir zur Stadt hinausgegangen.
Uns wunderte der Erde Wandlung nicht,
wir wussten, dass es Frühling werden würde:
Frühling! Wars denn nicht lang schon so?

Der Wald
mit seinen schwarzen, kahlen Winterästen,
die nassen Wege und das faule Laub —
traurig und hässlich war es, doch die Sonne,
die Zauberin, mit ihren warmen Armen
umfasste sie die spröde Wintererde,
bis dass vor Glück sie lachte!

Weisst du, Ellen:
den Tag kann ich nun niemals mehr vergessen!
Ich will nicht sagen, was geschehen, was
dein Mund mir gab und sagte. Wenn du einst
dies Blatt, schon gelb, in deiner Mappe findest,
auch du wirst jenes Tages dich erinnern.

Du wirst gedenken, wie die Sonne sank,
und es uns doch immer lichter wurde –
du wirst gedenken, wie die Lippe schwieg,
und was das Herz, das Herz doch jubelnd sagte
Du wirst gedenken!

Wenn ich einst mit dir
den Pfad durch diese Welt gefunden habe,
dann wollen wir vereint dem Wandrer gleich,
der einen Berg hinangeht, oft sich wendet
und einen Blick ins schöne Thal hinabwirft,
dann wollen oft wir, Arm in Arm verschränkt,
zurückschaun auf die Schönheit jener Stunde.

„Wie kommts, dass wenn der Mund auch
schweigt,
das Herz nur um so lauter spricht –
wie kommts, dass unser Auge sich
im Einverständnis trifft?

Wie kommt es, dass dein Arm so oft
mir eine Stütze scheint,
dass in Gedanken meine Stirn
daran zu ruhen meint?“

Ich sehe, wie in deiner Brust
die Blüthe schwillt und sich erschliesst –
ich bin der Selige, den du liebst,
der ihren Duft geniesst.

Von allem, was auf Erden blüht,
ist diese Blüthe zart und jung –
ich küsse deine weisse Hand,
ich küsse deinen Mund . . .

Ich dachte, wie so weit und schön die Welt,
so tausendfach von Licht und Glück erhellt.

Ich dachte, wie du einzig bist und klein –
und wie ich doch bei dir nur möchte sein.

Die Sternenwacht

O jene Tage sind so fern,
da einst Genuss des Menschen Loos.
Die Zeit ist hell vom Morgenstern,
doch sonnenlos.

In dieser Nacht, im Sternenschein
schläft rings das Volk auf feuchter Streu,
stets von der Träume bunten Reihn
genarrt aufs neu.

Kein Zagen tritt an sie heran,
was ihnen träumt, scheint ihnen wahr:
vergessen dieser Schatten Bann,
fern die Gefahr.

Doch die vom Fels im Sternenstrahl
gen Osten wenden ihr Gesicht,
sie fühlen dieses Dunkels Qual,
sie träumen nicht.

Die grossen Augen, hoffnungskühn,
erflehn die Stunde, da es tagt –
die grossen Augen bangend glühn
durch tiefe Nacht.

Und ihre Schwerter, blank und klar,
funkeln im Sternenlicht –
sie kennen dieser Nacht Gefahr,
sie träumen nicht!

Erwacht vom Traume bin auch ich
und schäme mich der langen Ruh:
ob manches schöne Bild entwich –
noch leuchtest du,

du Hoffnung einer lichtren Welt,
du Sternbild, das im Osten flammt
und jedes Menschen Herz erhellt,
das gottentstammt!

Nur eine Monatsrose war die Liebe,
die deine Wangen färbte. – Ihr Verblühn
hab ich voll tiefen, tiefen Leids gesehn,
und meine Thränen netzten jedes Blatt,
das bald zu Boden sank und bald der Wind
verwehte. – Meinen Augen hast du nun
den Schmuck geraubt, der ihnen wohlgethan,
und meinem Leben raubtest du das Ziel . . .

Hellgrüne Knospen an den schwarzen
Zweigen,
auflebt das Winterholz.
In meiner Brust, der lebensleeren, feigen,
hinsiecht der Stolz.

Ich wollte dich durch alle Stürme tragen,
kühn trotzen dem Geschick,
das dich mit grausam kalter Hand geschlagen:
mich traf dein Blick.

Dein Blick, der sprach: ich hab in dir gefunden,
was mich erhält und hebt,
dein stummer Blick, stumm wie das Blut der
Wunden,
doch qualdurchbebt.

O dass du mich, o dass du mich erkoren –
unwerth und schwach bin ich.
Ich hab die Kraft, ich hab das Glück verloren,
verlor auch dich.

Im Zaune klagt die Nachtigall,
im Winde bebt der Flieder.
Sie fliegt auf seinen schwanken Zweig,
da beugt sich die Blüthe hernieder.

Sie beugt sich nieder tiefbeglückt,
und Regentropfen rinnen
wie Thränen in das Grab hinab . . .
Da flattert der Vogel von hinnen.

Die Apfelbäume winken blüthenschwer,
und Mädchensang tönt von den Wiesen her.

Die dunklen Berge krönt der Abendschein,
im Abendstrahle blinkt der junge Wein.

Ich starre stumpf und trocken wie der Thor –
ich bin so müde, seit ich dich verlor.

deinem Schooss
ide wurde.
Hand
arst entschlafen.

ir auszugehn
Frieden sandten
allgemach
Ruhe nahn,
ich in den Tod.

Ich gehe hin, wo still und einsam
ich deiner nur gedenken kann,
bis deiner Augen, deiner Worte,
bis ich mich deiner ganz entsann.

Mein Blick hängt an den fernen Bergen
und wandert mit der Wolken Heer,
bis ich vergesse dieses Leben,
vergesse, dass es öd und leer.

Mein armer Kopf lag still in deinem Schooss
und dachte – dachte bis er müde wurde.
Du hattest deine leichte, milde Hand
auf meine Stirn gelegt und warst entschlafen.

Und gar ein Zauber schien mir auszugehn
von deinen weissen Fingern: Frieden sandten
sie nieder in mein Hirn, und allgemach
sah ich den Schlaf in heitrer Ruhe nahn,
und mir ward leicht, als schlief ich in den Tod.

Die Stätte, wo ein Glück zerfiel,
bleibt ohne Frucht für alle Zeiten.
Stumm, ohne Hoffnung, ohne Ziel
sollst du die Bahn hinuntergleiten

und fluchen jenem Flammenmorgen
auch fluchen ihr, die dich geliebt,
denn ohne sie blieb dir verborgen
dies Wissen, dass es Selge giebt.

Dich quälte diese kalte Öde,
des Herzens jähe Leere nicht.
Ja! Nur wer ewig blind und blöde,
wer nie geschaut das heilge Licht,

wem nie ein unbarmherzger Thor
erzählt vom Blüthenglanz hinieden,
nur er, der nie ein Glück verlor,
ist glücklich – eins mit sich – zufrieden.

Dich zu erschlagen, bricht der Föhn die
Stämme,
dich zu begraben, rollen die Lawinen.
Die Flammen zischeln von Verschwörung nur,
von Meuchelmorde raunen alle Wasser.
Dich lockt der Baum mit giftgetränkter Frucht,
und unter seinem Laube zischt die Schlange.
Die Sonne zielt nach deinem armen Hirn,
es greift der Mond nach dir mit Geisterhänden.
Der Bruder sinnt auf deinen Tod. Die Mutter
hat dich verflucht als Frucht im schwangren
Leibe . . .

Verhülle dich! Verkrieche dich in Schluchten!
Schlag deine Stirne wider Fels und Stein!
Was trotzest du? Was widerstrebst du noch?
Sei klüger, als der Wurm, den du zertrittst
und der sich unter deinem Fusse krümmt:
wirf dieses Leben von dir! Alle Qual
verstummt, und jede Wuth der Welt verraucht...
Du hast gesiegt – und jene sind betrogen!

Dich sah mein Auge in der Abendröthe! –
Um deine Locken flimmerte das Gold,
ein heilig Haupt schien die Natur zu krönen,
die Pracht der Welt, sie stand in deinem Sold!

Auf einem Hügel säumtest du in Träumen
und sahest her zu mir, hinaus ins Land,
auf das die Nacht sich schon herniedersenkte.
Ich sah dich in der Sonne, unerkannt! –

Morgenklagen

Ach! Der grösste meiner Herrn Collegen,
Goethe schon hat dieses Leid empfunden –
O du loses, leidigliebes Mädchen!

Durch zwei Treppen waren wir geschieden,
kurze Treppen, und die nicht mal knarrten –
O du loses, leidigliebes Mädchen!

Hattst es unter Küssen mir geschworen:
diese Nacht! Ich bebte vor Entzücken –
O du loses, leidigliebes Mädchen!

Lauschend harrt ich dein auf Nummro Neunzehn,
doch du schliefst auf Nummro Neunund-
zwanzig –
O du loses, leidigliebes Mädchen!

Revolverle

I

Von keiner Noth besiegt und keiner Liebe,
hab ich genossen früh und stets genossen.
Die Eltern starben mir, und kalt verschlossen
fröhnt ich als Kind schon eigensüchtgem Triebe.

Bekam derzeit vielleicht zu wenig Hiebe
und ward verzogen früh zu eitlen Possen?
Und doch hat sich der Mutter Blut ergossen
in meine Brust, dass es lebendig bliebe.

Mein Herz war warm und warm hat es empfunden,
für alles Edle hat mein Puls geschlagen.
Das Leben schwoll, die Dämme sind geschwunden,

der Sinne Strom hat sie hinweggetragen.
Du, Pepi, hast das Lösungswort gefunden:
Revolverle kannst du so drollig sagen.

II

Sei still, mein Kind, ich schiesse mich nicht tot,
ich schlafe lieber diese Nacht bei dir.
Ich scherzte nur, mein Mund ist frisch und roth:
Geh, bring mir lieber noch ein Krügel Bier!

Was hast du denn? Hab ich dich so erschreckt?
Das war nicht recht von mir, ich sehs jetzt ein.
Hab dich, mein süsses Mädel nur geneckt,
ich leb doch noch: ich kneif dich ja ins Bein.

Siehst du, nun lachst du wieder. Das ist nett!
Das Wort Revolverle vergessen wir
und gehen heut besonders früh zu Bett . . .
So! Komm! Nun bring mir noch ein Krügel
Bier!

Die du so fern bist in der grossen Stadt,
Ich grüsse dich, die mein vergessen hat.

Einst hast du meiner Tag und Nacht gedacht,
Stunden des Glücks mit mir verbracht, verlacht.

Froh unter Scherzen schlossen wir den Bund –
funkelt dein Auge noch, und lacht dein Mund?

Die Wiederkunft

Prometheus brach jahrtausendalte Fesseln.
Er reckt die Glieder, er erhebt das Haupt,
und wie ein Morgenroth erhellt die Welt
der ungebrochne Strahl der grossen Augen.
– Prometheus! Prometheus!

– Ihr Menschen, die mein Schöpfersehnen rief
hervor ans Licht der götterfrohen Sonne,
habt ihr vollendet, was ich ahnend sann?
Lebt ihr und dankt ihr mir das Leben?

Der Funke, der aus meinen Händen troff,
erhellt er eure Stirn?
Die Liebe, die mein Athem Euch gehaucht
in kalte Brust, hat sie die Brust durchseelt?

Ich lag, geschmiedet in die Eisenbande,
am harten Fels. Zu meinen Füssen rauschte
das Meer, und seiner Brandung wilder, steter
Laut übertönte alles Menschliche.
Der Gischt der Fluthen hüllte jede Ferne
vor meinem Blick in weisse Schleier.

Menschen!
Ich brach die Ketten neiderfüllter Götter –
ich rufe euch! Hört mich!
– Prometheus! Prometheus!

Da kroch heran das sclavische Gezücht
der Menschen. – Herr, wie sollen wir
dir dienen? – Unterwürfigkeit im Blick,
gekrümmt den Rücken und gebeugt das Knie.

Ein Mann mit einem goldnen Reif im Haar
sprach: Dein Geschenk verehren wir gebührend.
Ich beuge mich vor deiner Schöpfergrösse,
und meine Unterthanen sind die deinen.

Ein Mann im groben Kittel voller Schmutz
sprach: Herr, ich friste mir mit meiner Arbeit
das Leben, und mein Weib ernährt die Kinder.
Wir sind zufrieden und wir danken dir.

Und nach ihm kamen andere, ungezählt,
und alle sprachen scheu und lallten:
– Herr! Herr!

Ein Häuflein stand beiseit und blickte stumm
auf jene, die vor ihnen lagen
zu Füssen des entfesselten Gebieters.

Verachtung zuckte herb um ihre Lippen,
auf ihren Brauen lag der Trotz.

– Und ihr?

– Der Funke, der aus deinen Händen troff,
der Strom der Zeiten hat ihn ausgelöscht.
Die Liebe, die dein Athem einst gehaucht
in Menschenbrust, sie ist erstickt und tot.

Enterbt, im Staube wälzen sich Millionen
und fühlen keine Schmach.
Und andre treten auf die Menschenstirnen
und fühlen keine Scham.
Sieh dieses Volk zu deinen Füssen winseln,
das nur nach neuen Götzen noch verlangt,
und frage nicht!

Prometheus schweigt und sinnt.
Dann heftet er des Auges Glanz
auf diese, die da aufrecht vor ihm stehn,
und langsam rollen seine Worte:

– Geschaffen hab ich Menschen.
Gross war das Werk, und Stolz füllt meine Brust,
seh ich auf euch, auf meine echten Söhne.
Doch nicht umsonst war ich gefesselt!
Weit Grössres wahrlich gilts noch zu vollenden:
Der Funke muss zur Flamme werden!

Da zuckt erhabner Freude lichte Gluth
auf jenen düstren Stirnen auf.
Sie jauchzen:
– Prometheus! Prometheus!

Anstimmen wollt ich ehmals ehernen Rufes Ton,
singen das hohe Lied des Hasses meiner Zeit.
Doch wem der Blitz, das Rollen des Donners nicht
wohnt in der seelengebietenden Rechten,

der wage frevelnd niemals göttlich erhabnen Kampf!
Schau: mit des Kriegers Schwert spielt ernst erregt das Kind
und wills aufheben immer mit neuer Müh,
bis es beim Lachen der Eltern erröthet.

Auch meine Hand ist kraftlos: flattert im Morgensturm
wogend des Banners Tuch, bestrahlt vom Frührothglanz,
nicht taugt in meine Hand der bewegte Schaft,
Stärkere sollen dem Sturme begegnen!

Der süssen Freude Wohllaut lauschte mein junges Herz,
Lieder der Liebe sang ich froh mit heitrem Mund.
Noch streck ich aus, empor zu der Götter Thron
offen erhobene, freudebegehrende Hände.

Prosa der Liebe

I

Ehmals glaubt ich im Rausch mich flammender Liebe ergeben,
Jünglingslieder voll Gluth sang ich in schmachtendem Ton.
Besser nun kenn ich mich selbst und meide den lyrischen Dusel,
und es erhellt mir die Nacht ruhiger heitrer Genuss.

II

Leise, ganz leise vor Scham erbebte die wonnige Kleine,
als ich sie traf mit dem Kuss, den sie mir lange verwehrt,
doch dem beredten Gelispel des lautlos flüsternden Mundes
gab sie allmählich sich hin, zuckend, im Tiefsten besiegt.

III

Zum erstenmale giebst du
dich hin der vollen Lust –
drängst dich, als wolltest du mein Blut,
bebend an meine Brust . . .

Zwängst dich an meine Glieder
in glühender Sinne Wuth –
ersterbend, forderst du von mir
lechzend die gleiche Gluth . . .

Heil deiner jungen Wonne!
Heil deinem jungen Leib!
Auch dir erschloss das Leben sich –
Heil dir – du wurdest Weib!

IV

Hast einen weiten Weg zu mir gemacht,
dein Knie ist heiss und rosig angehaucht.
Es war der Wind, der durch die Strassen ging
und deinen Schritt zu mir beflügelte,
es war die stille Gluth in deinem Herzen,
die dich so schnell in meinen Arm geführt.
Nun ruhe aus. Ich lege meine Bücher
bei Seite nun. Zu deinen Füssen kauernd –
auch ich will ruhn. Des wohligen Gefühls
mich freuend, das des Schiffers Brust durchströmt,
liegt er im Hafen seiner Heimath wieder,
schmieg ich mein Haupt an diese weichen Kniee,
die vor dem Weg zu mir erröthet sind,
die auf dem Weg zu mir so heiss geworden.

V

Wie heimlich dann im Bett an deiner Brust!
Aus Morgenträumen Arm in Arm erwacht,
bestaunen wir den lustigen Sonnenstrahl,
der keck zu solchen Heimlichkeiten drang.
Behaglich recken wir die schlafgestärkten
und schon von neuer Lust durchbebten Glieder,
und selig lächelnd schauen wir uns stumm
in Augen, die der Schlaf noch kaum verliess.
O meine süsse, weisse Hede, komm –
lass deine Haare fliessen! Diese Spitzen –
o lass mich – lass mich: du bist schöner so,
und freier schweifen meine Küsse – ah!
Zieh deine Hände von den Augen, Kind:
was schämst du dich? Der Sonnenstrahl ist keusch –

VI

. . . O wüsstest du, wie hold mit Übermacht
das Zucken jeder Fiber dich durchwühlt,
wenn meine Lippen sprachlos Wonne flüstern
in deinen Leib . . . O wüsstest du, wie wild
im Taumel deine Glieder beben lernen,
als wollten sie dem Leben sich entwinden
und ewig glühn in Wollustfieberflammen . . .
O wüsstest dus! – Es ist ein Wunder, ja!
Und wer da zweifelt, wird es nimmer finden,
doch glaube nur, ach, lehne dich zurück,
gieb über deine Glieder mir Gewalt –
und wie dem Trüben, dem die Sonne langsam
aufschliesst das Herz, bis sie ihn warm durchströmt,
so wird auch dir ein unaussprechlich Glück,
berauschend ein Geheimnis sich enthüllen.

VII

Dass deine Brüste hocherbaulich sind,
hat auch der Theologe tief empfunden
und will dich nun in keuscher Liebe retten.
Du gutes Kind! Welch Seelenzwist für dich!
Ich kenne das, auch ich war einmal fromm
und hab ein schönes Mädchen retten wollen.
Du armes Kind! Heut bin ich lasterhaft,
und mich entzückt dein junger, weisser Leib
weit mehr, als deine Tugend je vermöchte.
So geh zu ihm und lass dich retten. – Nein?
Mich hast du lieb, der dich nicht anders will,
als dich die gütige Natur geschaffen? Wie?
– O Kind: du bist so lasterhaft, wie ich!
In sündigen Gluthen schlingst du deine Arme
um mich, dein Mündchen spottet zügellos
des reinen Jünglings, der dich retten möchte –
dem deine Brüste hocherbaulich sind.

VIII

Wenn unter deinen Händen
der Leib des Weibes bebt,
wenn deines Blutes Wille nur
in ihren Adern lebt,

wenn jedes Sträuben, jede Scheu
in brünstig Sehnen sich verlor,
und hingegeben, sie zu dir,
dem Herren, dürstend schaut empor . . .

dann schlürfst du erst den Feuertrank,
den Wein der Wollust dieser Welt!
Wohl mir, der diese Schale noch
randvoll an blühende Lippen hält!

IX

„Von meinen Brüsten leise schlich
dein Blick und stahl sich in die Nacht?
O sage, was bekümmert dich,
woher die Thräne, unbewacht?"

– Du Weib, das mir ergeben sich
und ruht in meiner Hände Haft,
o dürft ich erst ersehnen dich,
voll zagend keuscher Leidenschaft!

Ich sehne mich nach Frühlingsthau,
zurück nach scheuem Knaben-Sinn:
– dass ich mich nicht zu sagen trau,
wovon ich heimlich selig bin.

Gleichheit

Gegangen bin ich über braune Haide.
Es knisterten die trocknen Haidekräuter,
die ewig gleichen, unter meinen Schritten.
Und ich verstand nicht, was sie knisterten.
Doch Todesschwermuth wälzte sich auf mich,
indes die Augen müd zu Boden starrten. –

Gewandert bin ich durch die Palmenwälder.
Es rauschten laut die hohen Wipfelhäupter,
die ewig gleichen, über mir in Lüften ...
Und da verstand ich, was die Palmen rauschten:
und Thatenfreude wogte mir im Blut,
dieweil ich frei und stolz nach oben schaute.

Wies dem Hunde geht,
der von dem Diener draussen
geschlagen und getreten wird,
und dem die Herrin drinnen schmeichelt
und den sie liebkost –
so geht es mir.

Verschwende deine Güte nicht,
du süsse kleine Herrin,
verwöhne nicht mich Armen!
Ich muss ja doch hinaus von dir,
und wieder fasst mich dann
das kalte Leben draussen,
und um so härter nur
werd ich es fühlen,
je mehr du Gute
zuvor mir Liebe schenktest.

Wir sind die Saat

Da stehen sie im schmutzigen, zerrissnen Rock.
Der Koth der Gasse klebt an ihrem plumpen
Fuss.
Da stehen sie und starren blöden Augs dich an
und bergen beide Fäuste in den Taschen tief.

Du gabst die Stimme jenem Mann, den sie
erwählt,
der ihrem Elend laute Worte leihen soll,
und ihrer Sache gabst du wohl weit Grössres schon.
Nun trittst du aus dem Haus. Sie füllen rottenweis
vor dir die Strasse. Schweigend schauen sie auf dich
mit diesem stummgebornen Hass im trägen Blick.

Dem Tiger auf der Lauer funkelt das Auge doch,
es geht ein Gluthauch vor des Löwen Rachen her,
doch dieses Volk, es lastet, stumm wie der
Felsenhang
ob deinem Haupt – und plötzlich löst es sich
– und fällt.

Nicht was du willst, noch was du immer
sinnst und denkst –
nein: was du bist, und dass du also worden bist,
das ist die Sünde, unter deren Fluch du stehst.
Du bist das Opfer, und mit dir dein ganz
Geschlecht. –
Furchtbares Schicksal: ohne Recht geboren sein
im Heute noch im Morgen! Ein verwelkter Wald,
der nie gegrünt! Ein Kind, im Mutterleibe siech!
Wir sind die Opfer fremder, langgehäufter
Schuld . . .

Wir sind die Opfer einer fernen schöneren Zeit!
Wir sind die Saat! – – O mögen goldene
Ähren einst
wogend verhüllen dunkeler Erde vergessenen
Grund!
Mögen der rote Mohn und der Cyanen Blau
als Edelsteine leuchten aus dem Goldgeschmeid!
Dann flattern die Falter freudig in der Sonne
Strahl,
und Bienen summen honigtriefend überall!

Die Taube

Es gleicht das Herz der Taube, die entsendet ward,
zu spähen, ob die Wasser sich verlaufen schon.

In muthiger Jugendfreude flatterte sie davon
und traute: eine Welt entsteige dieser Flut.
In jedem tiefen Wogenschlage wähnte sie
zu schauen schon die langersehnte Erdenflur:
der milde, volle Mond, der Sonne reiches Gold,
mit Hoffnung färbten beide sie der Woge Schaum. –
Doch immer wieder glättete der Spiegel sich
und sah empor, ein stumpfes, blödes Auge stets.
Die Taube zitterte vor diesem kalten Blick,
und schlaffer stets und müder ward der Fittiche Schwung.
Der Regen troff vom sonnenblinden Firmament,
und höher stieg das unverändert dunkle Meer.

Und höher stieg es, bis der Flügel Kraft erlahmt,
der letzte Hoffnungsblick im brechenden Auge
starb –
und höher stieg es noch, als eine Beute schon,
der tote Leib der Taube auf den Wassern trieb. –

Es gleicht das Herz der Taube, die entsendet
ward,
Zu spähen, ob die Wasser sich verlaufen schon.

Maria

Sie wandelten zum Feste gen Jerusalem
und kamen in ein Dorf, das heisst Bethania.
Da war ein Weib mit Namen Martha, dieses
nahm
den Herren auf und pflegte vielgeschäftig sein.
Und eine junge Schwester hatte sie, die hiess
Maria. – Da der Herr auf seinem Lager nun
am Tische ruhte, setzte sich Maria still
zu seinen Füssen nieder: voller Innigkeit
und Andacht lauschte seinem tiefen Worte sie.

Und wie sie also dasass, sich vergass und nur
an seinen Lippen hangend ihm ins Auge sah,
trat ihre Schwester, die dazwischen immerfort,
für ihren Herrn besorgt, sich hatte abgemüht,
sie trat hinzu und sprach: Herr, fragst du nicht
danach,
dass meine Schwester mich allein dir dienen
lässt?
Ist es der Weiber Amt und eigne Sorge doch,
zu schaffen emsiglich und treu des Hauses
Werk:

und jene hört auf deine Worte wie ein Mann
und denket nicht, was ihr allein geziemen mag.
So sage denn, dass sie mit mir angreife nun
und, gleich wie ich, sich mühe treu in deinem
Dienst! –
Doch Jesus sprach zu jener: Martha, Martha! Du
hast viele Sorg und Mühe – aber Eins ist noth.
Maria hat das gute Theil erwählt, das soll
ihr nicht genommen werden. Martha, glaube mir:
auch dir und deinesgleichen soll es werden einst.

Cirruswolken

I

Am Sommerabend, im trocknenden Heu,
an des Berges duftigem Wiesenhang
liegt still ein Kind und schaut hinauf
mit märchenträumenden Augen:

Weiche Wolkenflöckchen, ihr da droben,
von der Sonne rosig angehaucht,
o ihr wunderschönen Himmelsschäfchen,
heute weidet euch der liebe Gott!

II

Durch der Weltstadt schwelenden Athem
braust
vorwärts mit ehernen Schlägen der Zug.
Da lehnt ein Mann am Fenster und starrt
hoch über die Stadt in die Ferne:

Düsterroth, hart aneinander, endlos
scharen sich die Wolkenreihn dort oben!
Roth hinein drängt sich der Rauch der
Schlote . . .
Blut trieft von des Himmels harter Wölbung!

Ich sah dich, Freund, durchs hohe Saatfeld,
schreiten.
Du gingst allein, dein Haupt nur überragte
die Ähren, die das Abendroth vergoldet.
Doch beugtest du von Zeit zu Zeit dich nieder
und immer wieder warst du ganz verschwunden.
Nun sage mir: was suchest du im Felde?

– Mein Freund, die hohe Saat hat dich
betrogen.
Ich war allein – mit einem kleinen Mädchen.
Zu ihrem Munde beugt ich mich hernieder
und suchte dort und fand gar süsse Früchte,
indes die goldnen Ähren uns verhüllten.

Die Dummheit spricht aus deinem zarten
Antlitz,
die Dummheit schaut aus deinen tiefen Augen,
und öffnest du das rote, süsse Mündchen,
so ists, als öffne sich der Quell der Dummheit!
Drum, wie mich auch dein wunderschöner Leib
berauscht und immer wieder noch berauscht,
einmal muss ich dir doch den Abschied geben:
denn deine Dummheit ist nicht zu ertragen.

– Du glaubst, dem Schmerz der Trennung zu
erliegen?
O tröste dich, mein liebes, gutes Mädchen:
den Schmerz zu fühlen, bist du auch zu dumm.

Das welke Blatt

In ihren Locken haftete ein welkes Blatt,
als ich mit ihr den alten Berg hernieder stieg
zum letzten Mal. Verstohlne Freude war es mir,
das braune Blatt im wirren braunen Haar zu
sehn,
den stillen Zeugen stillgenossner, heiliger Lust,
und heimlich, glücklich lächelnd schritt ich
neben ihr,
indes ein schwellend Säuseln durch die Kronen
ging.

Doch eh wir noch das erste Haus der Stadt
erreicht,
stahl ich ihr sacht das braune Blatt vom stolzen
Haupt.
Und da ich nun nach ihren lieben Augen sah,
die ehrsam schon und sittig wieder schauten
drein,
hob fragend sie den Blick empor: was nahmst
du da?

Ich zeigt es schweigend. Eine dunkle Welle Bluts
floss über ihr schamhaftes Antlitz. Aber dann
schien plötzlich sie der heissen Wünsche
eingedenk –
ein jäher Blitz hingebungsschwüler, starker Gluth
traf mich, es zitterten die offnen Lippen ihr,
und überwältigt bebte mir das bange Herz,
Ich fasste zuckend ihre Hand und presste sie
an meinen Mund und küsste sie zum letzten Mal,
indes ein schwellend Säuseln durch die Kronen
ging.

Rückkehr zur Natur!

Sonneberger Elegie

In später Nacht kam ich in Stockheim an. –
Des „Vogelschiessens“ Wollust hatt ich noch
mit vollen Zügen in der Stadt der Musen,
im alten Jena, galgenfroh genossen.
Zum letztenmale – rief ich frech mir zu –
zum letztenmal lasst uns den Leib besaufen!
Schon morgen liegt er nass auf kalter Bleiche,
Solidität, kaltwasserheilsam, schaurig,
verödet seine Sinne, und ein Sitzbad
umfängt das Hintertheil mit stillen Armen.
So lasst uns heute noch der Freude denken,
der nervenspannenden, der bunten Sünde –
ein frisches Glas, du weltgewandte Schenkin,
ein frisches Glas und einen letzten Kuss! –

Ein Mann, der jüngst der Feder sich verschwor,
mit dem ich sonnigere Tage einst
an Limmatufern, an des Ütli Fuss
frei, froh verlebt – ihn führte mir das Glück
dort in den Weg. Vorm Schützenhause sass er,
mit warmen Würstchen pflegend seinen Bauch,
und rief mich an, als ich vorübereilte.

Auf seine Fragen musst ich ihm mein Loos
enthüllen, und ich sprach: Es ist der Weg
des Irrenhauses, den ich trete – schonend
auch wohl Kaltwasserheilanstalt genannt.
Des edlen Oheims würdevolle Dummheit
hofft, dass ich dort durch kalte Dauerdouchen,
geheilt von litterarischen Allüren,
zum Königlichen Landrath reifen werde. –

Die Stunden drauf im lärmenden Gewühl
des staubigen Marktes waren kurz nur, doch
wir haben herzhaft lustige draus gemacht
und herzhaft war der Affe, der uns kratzte.

Dann auf die Bahn – und durch die dunklen Berge
gen Süden fuhr ich. Klare Sterne blitzten
wie Goldesschmuck auf rabenschwarzem Haar
von düstren Tannenhügeln mir herüber . . .

In später Nacht kam ich in Stockheim an.
Der Mond beglänzte nachtbewegte Flaggen,
die rings von kranzgeschmückten Hütten wehten,
und selber macht er mir den schönsten Knix.
Ich dankte stillbeglückt nach allen Seiten
und machte selbstbewusst mich auf den Weg.

Da wurd ich mit Verwunderung gewahr,
dass (um mich, der Gelegenheit entsprechend,
ein wenig à la Goethe auszudrücken)

dass nicht ein einziger edler Bürger Stockheims
auf meinem Wege mir entgegen kam,
bedeutsam und bescheiden mich zu grüssen
und mit des Gastfreunds frohbewegtem Wort
den Pfad zu weisen in ein reinlich Haus.
Droschke! so rief ich mürrisch durch die
Nacht
und drehte etwas indigniert dem Monde
den Rücken zu. – Doch still bliebs wie zuvor.

Da kams mir bald verdriesslich in den Sinn,
dass (um mich, der Gelegenheit entsprechend,
[denn heute fühlt ich mich noch ganz als
Dichter]
auch einmal wie Paul Lindau auszudrücken)
dass hier in diesem ganz verstockten Stockheim
die Droschke als Culturentwicklungsmittel
bis jetzt die ihr gebührende Beachtung
vielleicht noch nicht gefunden haben möchte.

Und düster schritt ich meines Weges weiter.
– Doch da ich Realist zu sein mich mühe,
und nichts erzähle, was ich nicht erfahren
und aufgenommen in den eignen Schatz
des Vorgestellten, so erzähl ich lieber –
nicht, wie ich jene Nacht zu Bett gekommen,
noch wo und wie mein Haupt gebettet lag.
Ich müsste lügen . . .

Genug: am Morgen weckte mich ein Hämmern.
Im Kopfe? Nein! Der Kater ist ein Hausthier,
mich Heimathlosen hat er längst verlassen,
kriecht dort herum, wo frohe Menschen sind.
Ein wenig Fieber nur in schlaffen Adern
und unerfrischt, so kroch ich aus den Federn.

Pardon! – Da zeigt sichs wieder mal frappant,
wie stetiger Gebrauch gebrauchter Worte
uns Sinn und Inhalt ganz vergessen macht.
Mechanisch kauen wir die leeren Hülsen:
hohl bleibt der Kopf und hungrig das Gemüth.

So sagt ich denn, ich kröche aus den Federn.
Ich Schuft! Stroh war es, Stroh und dreimal Stroh!

Die Sprache, die des Wortes Werth nicht kennt,
der die Begriffe höher gelten nicht
als schmutzige Karten in des Spielers Hand,
bald träg, bald wuchtig auf den Tisch geworfen,
die Sprache, der das Blut der Sinne schwand,
und deren Blässe Schminke nur verdeckt –
ins Grab mit ihr – sie hat zu lang gelebt –
bringt sie den Schinderknechten auf den Anger,
den Oberlehrern und den Professoren! –

Ein Hämmern weckte mich, denn Fahnenweihe
war heut in Stockheim: der Verein der Krieger
betrank sich treu für Gott und Vaterland,
betrank sich fest, um seiner neuen Fahne
für alle Zukunft echten Glanz zu geben.
Daher die Flaggen, daher diese Kränze . . .
Schweig still, mein tiefbeschämtes Dichterherz!

Und eine Nothdurft trat an mich heran,
zwang mich, die Kammer schleunigst zu verlassen.
Die Speisen, die der Mensch, wie jedes Thier,
um seinen Leib zu nähren zu sich nimmt,
behält er nicht in vollem Umfang bei sich.
Befähigt ist der Körper, was da werthvoll
von dem, was minder wichtig, wohl zu sichten:
das erstere nimmt er voll Schlauheit auf
und mit Bedacht ausscheidet er das andre.

Auch mir ist dieses Menschliche nicht fremd.
Und als ich nun mit kindlich offner Seele
die alte schmutzbetriefte Pflegerin
anging um einer Klause keusche Wohlthat,
wies sie mit unverständlichem Gebrumm
mich aus der Hinterthür und auf den Hof,
wo goldnen Mist die frühe Sonne krönte.

Nachdem ich lange dort mich umgethan
und hinter jede Bretterthür gespäht,
und hinter jeder nur – beliebte Thiere,

doch nie den trauten Sitz gefunden hatte –
da dämmerte in meiner zagen Seele
ein ungewollt beglückender Gedanke.

Natur! so rief ich, ewige heilige Mutter,
du ziehst den Halbverlornen machtvoll an!
Das trotzige – das reuevolle Kind
ziehst du aufs neue sanft in deinen Schoss!
O dank, du gute, liebevolle Mutter!

So strömten die Gefühle brausend über . . .
Tief in mir klang es wie ein heilger Schwur:
Auf deinem Pfade will ich fürder wandeln,
dir ewig folgen, Herrscherin Natur! –
Kein Machtgebot verirrter Menschen soll
entfernen mich von dir und meinem Eide:
mein Leib ist dein und fürder meine Seele
denn beide sind ein einig Gut von dir!

Und langsam – und erleichtert reckt ich mich
nach solchem tiefentquollnen Schwur empor,
und dehnte mich und streckte meine Glieder.
Und selbstbewusst und höchst vertraulich nickt ich
der jungen Sonne zu, die frisch und blank
dort auf dem dunklen Fichtenwalde lag –
ein nacktes Weib auf einer Bärenhaut –:
Schön guten Morgen – hast du ausgeschlafen?

Ein Gesicht

Du sitzt auf einem Stein und schweigst und
schaust . .

Gewitterleuchtend zog die Nacht herauf.
Die Ebne, die vom Fusse des Gebirges
sich hinstreckt in den schwarzen Horizont,
sie lechzt und dürstet. Mit verhaltnem Athem
harrt sie des Wetters und der Regenfluthen.

Dort links, fern im Gefilde, wallumringt,
ragt eine Stadt mit steilem Thurm und Dächern.
Und sieh: herniederzüngelnd in den Thurm
einbiss der Blitz. Da springt die rothe Gluth
des Feuers jauchzend auf und greift im Tanz
berauscht umher und fasst die spitzen Giebel,
und düster leuchtets von den Wolken wieder.

– Du wendest deine heissen Augen ab.
Da siehst du rechts, im Berge einen Spalt,
ein gähnend Loch, schwarz, tief und ohne Ende.

Aus rohen Blöcken ist ein Tisch gebildet
ein Grubenlicht mit grünlich mattem Schein
hängt schwelend von dem feuchten Felsen nieder:
und vor dem Tisch – auf einem Stein, wie du –
sitzt ein Skelett mit gelben, nackten Knochen,
und nur im Schoosse noch ein modernd Fleisch.
Nach vorn gebeugt, liest es in einem Buche,
und langsam wendets mit den Fingerknochen
die Seiten um. Schamlose Lasterbilder
bedecken, halbverbleicht, die braunen Blätter.
Und manchmal hält es an – klappt mit den
Knien –
und knirscht und knackt mit lippenlosen Kiefern.

Ein Mädchenleib, geschändet und gemordet,
liegt nackt am Boden, neben dem Gerippe.
Unsicher nur beleuchtet ihn der Schein
der Grubenlampe, aber deutlich zittert
des alten Crucifixes schräger Schatten
auf ihren Brüsten. –
Eine dicke Kröte
klimmt aus dem Abgrund auf und kriecht gemach
nach vorn. Jetzt schlüpft sie auf die Mädchen-
leiche,
das Bein hinauf mit schleimig rother Spur.
Sie setzt auf ihrer Hüfte sich zurecht
und glotzt mit ihren grossen, runden Augen
in deine Augen her . . .

Da peitscht der Sturm
glühend vorbei. Nur eine Fackel noch,
leuchtet und raucht die Stadt von der Ebne her.
Vorwärts wüthet der Sturm, und die dorrenden
Gräser
flackern in seinem Hauche. Vorwärts, vorwärts,
auf dich wälzt sich allmächtig die Fluth – vor
den Augen
loht es und sprüht es – ein Meer.

Was du geschaut hast, es ertrinkt im Blut
der Flammen.

Ich sah dich, wie du deine Hände fest
vor deine lieben Augen hieltst gepresst,
und trat mit leisen Schritten nahe dir.
Da war es mir,
als schrecktest du aus einer tiefen Angst empor.
Es lag ein Flor
um deine Augen, aber thränenleer
blickten sie starr daher.

Da fragt ich dich: Lieb Kind, hast du geweint?
Erst hast du stumm verneint.
Dann aber sprachst du müde:
Wenn schon die Augen leer geworden sind,
o frage nicht: Lieb Kind,
hast du geweint?
O rühre nicht an kaum verwundne Noth.
Verhüllter Schmerz ist heilig wie der Tod.

Ein Sonnenuntergang

Auf einem breiten Wege schritt ich hin,
der grad und lang vor mir hinaus sich dehnte,
zur Stadt hinaus, durch niedre, letzte Hütten.

Ich sah der Sonne, wie sie sank, ins Auge:
dort hinten, wo der Weg den Hügel anstieg,
da stand sie vor mir, drohend, roth und stumm.

Sie bannte mich mit ihren letzten Strahlen,
und wie ich wollte, konnt ich meine Blicke
dem Blick des Gluthenauges nicht entwinden.

Da sank sie hinter jenen langen Hügeln,
die weit und breit den Horizont umgrenzten,
und es verwaisten meine beiden Augen.

Ein unerklärtes Bangen fasste mich,
es flitterten die farbigen Sonnenbilder
um mich herum: sie mehrten meine Angst.

Der Schatten einer Toten! Und so bunt!
Ein Tanz! Und überall muss ich sehn,
wohin ich blicke – dieses leere Bild!

Da war es mir, als hätt ich ganz verloren
aus meiner Hand die Zügel meines Willens
und würde nun von fremdem Zwang geleitet.

In eine niedre Hütte trat ich ein,
und hinter mir zog ich die Thüre zu,
ich war allein im fremden, dunklen Raum.

Gedankenlos stand ich geraume Zeit,
ganz still, mit angehaltnem Athem. Vor mir
das kleine Fenster . . draussen Abendhelle . .?

War ich nicht jemals schon, vor langer Zeit,
einmal in solchem Halblicht dagestanden?
Ich wars . . ich wars . . ich wusst es wohl . .
doch wann? –

Die müden Hügel dehnten sich dahinten
und drüber lagen Sonnen-abschieds-lichter
wie Lippen, die beim Sterbekuss erblassen.

Vorn, draussen unterm Fenster spielten Kinder
am Brunnen. Still, geheimnissstill die Luft,
die abendkühl durchs offne Fenster wehte. –

Verlass mich nicht! Verlass mich nicht, o Gott
Ich schrak zusammen, als ich diese Worte
ganz nah – so jäh – so angstvoll stöhnen hörte.

Beim Eintritt hatte mein geblendet Auge
ein Bett dort vor dem Fenster nicht erkannt:
daher die Stimme. Und ein junges Weib
fuhr von den Kissen auf. Es strich die Haare,
die langen, blassen, dünnen aus der Stirne.

Da sah sie mich – und nickte stumm mir zu
und streckte grüssend ihre Hand nach mir.
Aus ihrem schmalen Kopfe, der sich dunkel
vom Himmel abhob in des Fensters Rahmen,
herleuchteten zwei grosse, heisse Augen.
Aufathmend, wie getröstet, sprach sie leise:

Ich wusste, dass du zu mir kommen würdest.
Komm näher, ja? Ich kann so laut nicht sprechen.
Setz dich zu mir aufs Bett. Hier ist noch Platz.
Ich bin so mager – sieh nur meinen Arm!

Und sie entblösste ihn und hob ihn auf.
Ich trat heran und setzte mich aufs Bett
und fasste diesen bleichen, schmalen Arm
und schaute in ihr junges, krankes Antlitz,
vom Dämmer draussen ungewiss beleuchtet.

Der Sturm und jedes Ungemach der Welt,
stillfressend Feuer zehrender Leidenschaft . . .
Das Kind des Armen, kaum zum Weib erblüht,
dem Noth und tiefes Leid die Brust zerstört.

Ich wusste, dass du zu mir kommen würdest.
Lass deine Hand mich küssen – wehr dich nicht!
O nein! Warum? Kennst du nicht meine Schuld?
Du bist nicht stolz, du stösst mich nicht von dir:
du hast mir ja vergeben – hast du nicht?!

Wie fürchterliche Angst kams über sie.
Da gab ich willenlos die Hand ihr hin.

So. – Lass mir deine Hand. – Lass mich sie küssen. –
Jetzt stirbt der Leib – zunichte wird der Leib –
zu Staub. Du musst ihn an den Sohlen dulden. –
Er stört dich nicht. – Lass ihn – lass ihn da unten . . .

Sie fiel im Sitzen in sich selbst zusammen.
Ein Schauer zuckte durch die matten Glieder,
es sank der Kopf nach vorn – da raffte sie
sich wieder auf und sah mir bang ins Auge:

Du musst mich an den beiden Armen halten.
So. – Hoch! – Ich falle sonst zurück ins Kissen.

Da ist es dunkel. – Und ich muss noch aufrecht –
hier – halte mich – hier oben ists noch hell.

Sieh jene dunkle, schwere Wolkenmasse!
Sie will sich langsam auf die Hügel legen –
sie zieht so still – so sicher – so gewiss.
Das ist der Tod. Hör mich: ich muss dir sagen ...

Wie du, so ist auch er hereingetreten
einmal – einmal, an einem Märzenmorgen.
Er kam nicht fremd. Ich hatte ihn erwartet.
Ich wusste, dass er zu mir kommen würde.

Und immer wieder ist er dann gekommen.
Zu seinem Eigen hat er mich erworben:
mein Leib ward sein, und meine Seele sein,
kein andrer hat ihn je darum betrogen.

Da hat er sich . . gefreut, als er gewahrte,
dass ich an ihm nur hing und ihn nur sah,
und dass ich nur für ihn noch leben konnte.
Und . . meine Stirne hat er da geküsst.

Und eines Tages ist er auch gekommen
und hat mich lang gelobt, dass ich so gut
und treu geworden – und noch vieles Andre
hat er zu mir gesprochen – bis ich still,
ganz still geworden war – und kaum noch hörte –

und hat auch Geld auf meinen Tisch gelegt –
und hat geweint – glaub ich – und ist
gegangen.

Da wandte sie die Augen von mir ab.
Sie wurden starr und wurden immer grösser.
Sie schauten bang, erwartungsbang hinaus,
hinaus nach jenen mattgesäumten Hügeln . . .

Dort! Dort! so keuchte sie und riss den Arm
aus meiner Hand: Dort! Sieh: da schreitet er,
gross, übergross! Auf seinen Armen – sieh! –
Im Glanze, jubelnd, die Glückselige! –
Er weidet seinen Blick an ihrem Lachen,
an ihrem zarten Wuchs, an ihrer Seide.
Er geht! – Er geht! – Er ist so gross –
so übergross – –

Sie sank zurück. Es zuckten ihre Glieder.
Ich beugte mich erschüttert über sie
und lauschte bang den schweren Athemzügen.
Im Todeskampfe hielt ich ihre Hände.
Hingebung, selbstvernichtend, qualdurchströmt
verklärte hoheitsvoll ihr brechend Auge.
Auf ihre Lippen presst ich meine Lippen,
um sie zu wärmen, hauchte meinen Athem
ihr in den Mund – so haben wir gerungen
hart, Brust an Brust, mit jenem düstren Freunde
der Menschen . . .

Ich drückte ihr die kalten Augen zu.

Als ich den thränenleeren Blick dann wieder
hinaus zum Fenster lenkte, nach den Hügeln,
da war das letzte Abendgelb verloschen –
es war die Wolkenlast herabgesunken –
ausbreitete die Nacht die schwarzen Schwingen.

Das verwunschene Haus

Im Parke, droben am Waldessaum
steht ein heimliches Haus,
das blickt aus den dunklen Bäumen kaum,
kaum aus den Blättern heraus.

Aus dem Thale drunten schaun sie empor
flüchtig, wenn keiner es sieht,
es tuscheln die Damen einander ins Ohr.
Ob eine das Räthsel errieth?

Es leuchtet der Mond ins friedliche Thal,
im Walde flüstert der Wind.
Wer ists, der sich heimlich von dannen stahl,
wer klimmt in die Höh so geschwind?

Auf steilem Pfade die dunkle Gestalt
huscht an dem Weinberg entlang –
jetzt, droben am Parke, jetzt macht sie halt.
Wohin? – Ob die Nacht sie verschlang?

In verschwiegener Kammer beim Ampelschein
dehnt sich und sehnt sich ein Weib –
im verwunschenen Hause, mit mir allein,
der Hexe verwunschener Leib.

Ein Traum vom Tode

Ich stehe tief in deiner Schuld,
und weiss es wohl und fühl es schwer –
doch habe Mitleid, hab Geduld,
bald trag ich keine Wunden mehr.

Dies Herz wird leichter jeden Tag,
und immer freier wird mein Blick –
bald bin ich ledig jeder Schmach,
erfüllt, versöhnt ist mein Geschick.

Es kommt der Tod und alle Schuld
an dir und andern sühnet er –
o habe Mitleid, hab Geduld,
bald trag ich keine Wunden mehr.

Für dich hab ich gelernt mich hinzugeben
und jeden kalten Stolz hab ich verloren.
Du gabst nun Inhalt meinem kleinen Leben:
du bist für mich, ich bin für dich geboren.

In eitler Gier, konnt ich mich selbst nur lieben,
für mich wollt ich des Lebens Güter rauben.
Es war umsonst, das Herz ist leer geblieben –
da fand ich dich und einen neuen Glauben.

Ich glaube, dass der Mensch zu Leid geboren.
Ein Narr nur wähnt, auf Erden Glück zu stehlen.
Ein Narr nur wähnt, dass ihn ein Gott erkoren,
und träumt im Jenseits sich ein Heim der Seelen.

Ich glaube, dass Erlösung uns beschieden,
dass jeder helfen darf zum grossen Tode,
und dass ich Ruhe finde schon hinieden,
wenn ich die Selbstsucht aus dem Herzen rode.

Ich glaube: du bist mir zum Heil geboren.
In deiner Liebe sühnt sich nun mein Leben.
Schon hab ich jeden kalten Stolz verloren,
für dich hab ich gelernt mich hinzugeben.

Wieder im Mond!

In Zuchthausmauern liegt ein fahles Weib
auf seinem Bett. Es schläft, es träumt, es fiebert.
Und heiser und mit trocknen Lippen flüsterts:
— Auf einem Mondstrahl . . muss es wieder
kommen . . .

Der Mond mit einem schmalen, hellen Strahl
spielt oben an der weissgetünchten Wand,
dem Bette gegenüber. Langsam rückt er
herab. Er gleitet auf den Arbeitstisch. —
Jetzt liegt er auf dem Boden. Eine Leiter,
hineingestellt vom hohen, kleinen Fenster,
so steht er in der Zelle. Langsam, langsam,
doch stetig weiter kriecht er. Immer näher
und näher kommt er. — Auf dem Bette wälzt
unruhig sich das fieberkranke Weib,
und immer wilder, banger röchelt sie:
— Auf einem Mondstrahl . . muss es wieder
kommen . . .

Da, plötzlich schreit sie auf: Das Kind!
Das Kind! –
Wieder im Mond! Und toll springt sie
empor. –

Der Mond klimmt langsam an den Linnen auf
und tastet auf die Kissen – weiter – weiter.
Wahnsinnig presst das Weib sich in die Ecke –
krampfhaft zerrt sie das Hemd um ihre Glieder,
die Zähne klappern – und da hört sie gellen:

Jetzt willst du flüchten, fliehn: ich glaub es wohl!
Umsonst! Die Mauern halten dich, die Mauern!
Hart sind die Mauern, hart und kalt und stumm,
und unerbittlich näher kriecht der Mond –
– Auf einem Mondstrahl . . muss es wieder
kommen . . .

Ein wildes Heulen weckt die Wärterin.
Sie kommt nach einer Zeit. Die Schlüssel klirren.
Da findet sie das Weib auf seinem Bett:
die toten Augen stieren in den Mond.

Die Brüder

Kühl athmet der Berge rauschende Nacht.
Schwarzspitzige Tannen nicken im Schlaf.
Stumm ruht der See, vom Dunkel umlauscht;
und droben flüchten die Wolken.

Wie Silber durchwirkt ein schwarzes Gewand,
weiss glitzernd und fahl – so zittert der Mond
auf der bebenden Fluth; und die Fledermaus
huscht eckig hervor aus dem Dickicht. –

Und zwischen den Stämmen am Uferrand
tritt hurtig hervor auf das feuchte Gestein
ein nacktes Kind mit rundlichem Leib:
das patscht voller Lust mit den Händchen.

Und weiter getrost beschreitets die Fluth.
Schon steht es im Mond. Und jauchzend und schnell
läufts über die Tiefe, die willig es trägt,
und strampelt und stampft mit den Beinen. –

Fort zogen die Wolken. Es leuchtet die Nacht.
Ein silberner Spiegel lagert der See.
Drauf springt und spielt das lustige Kind
und hascht nach den Fledermäusen.

Bald hat es die Müh als vergeblich erkannt.
Da gewahrts einen dicken, schlafenden Frosch
am Ufer. Den weckt es, der springt in die Fluth
und müht sich voll Angst unterm Wasser.

Ihm folgt das Kind, wohin er auch flieht,
lacht über den zappelnden, dicken Geselln ...
Da – blickt es empor. Ein Schatten fiel
auf den nächtig leuchtenden Spiegel.

Durchsichtige Schwingen tragen ein Kind
wie ein Wölkchen herab durch die schweigende Luft.
Ein zartes Geschöpf, ein schwächlicher Leib
und schmerzensdunkle Augen.

Das neigt sich zum Knaben. Der steht und starrt
mit offenen Augen und offenem Mund.
Da spricht es mit leise flehendem Ton:
– O spiele mit mir, mein Bruder!

Der Knabe schüttelt den Lockenkopf.
– Du kannst ja fliegen. Ich kann das nicht.
Und wenn ich dich hasche, fang ich dich nie:
ich bin ja gar nicht dein Bruder.

– Ja, wir sind Brüder. O spiele mit mir!
Ein einziger hat uns beide gezeugt.
Zu Gespielen sind wir einander bestimmt,
und ich habe dich lieb, mein Bruder.

Vom Vater die Mutter empfing dich so gern
und lächelte, da sie mit Schmerzen gebar.
Die meine, verzweifelt, spürte mich kaum –
bin ungeboren gestorben.

Du athmest den Tag – ich athme die Nacht.
Nie fühl ich der Sonne brausendes Licht.
Dich trägt die Fluth – bist wegebegabt –
o spiele mit mir, mein Bruder!

Da schaut voller Jammer der andre empor:
– Ach, möcht es so gern! Ach, könnt ich mit dir
durchfliegen die Nacht im strahlenden Mond!
Ich hasse die Wege der Erde!

Wie muss ich dich lieben. Mein Bruder bist du.
Und kann nicht zu dir ... Mitleidig schluchzt
er auf. – Eine Thräne tritt ihm ins Aug
und rollt von der blühenden Wange.

Doch kaum, dass die Thräne die Wellen erreicht –
als öffne die Perle ein finsteres Thor –
fortweicht das Wasser: es trägt ihn nicht mehr:
der Knabe versinkt in der Tiefe.

Wie das Vöglein über dem heimischen Nest,
das die Katze beraubt, so flattert und schwirrt
der Bruder über der Stelle voll Angst,
wo die Kreise sich dunkel erweitern.

Bleich taucht das Kind aus der schweigenden Fluth.
Die schweigenden Augen starren zum Mond.
Da: hastig hebt es der Bruder empor
und trägt es hinauf in die Freiheit.

Des Geretteten Glieder regen sich neu,
als über die Tannen sie beide hinaus,
und da er den Bruder brünstig geküsst,
wachsen ihm schimmernde Flügel.

Die Wolken lasten auf der Wintererde.

Es dämmert, und die Flocken wirbeln mir
ums Haupt. – Hinschreit ich auf bekannten
Strassen,
die ich nach langen Tagen wiederfinde.

Soll ich die alten Wege wieder wandeln,
vorübergehn an deinem stummen Hause?

Ein scheuer Dieb, im Dunkel will ich schleichen,
verstohlen nur hinauf zum Fenster spähn.

– In Maien hat es einst getagt!
Es hat der Flieder seine Locken
geschüttelt in des Windes Hauch –
da hat mein Herz sich aufgewagt!

Die Sonne hat an einem frühen Morgen
mit starker Hand die Wolken jäh zerrissen.
Aus feuchten Zweigen haben tausend Stimmen
den dumpfen Schlaf gebannt und alle Sorgen!

Die Wolken lasten auf der Wintererde.

Feuchtkalte Nebel in den stillen Strassen –
Frühmorgenschein – ob wir uns ganz vergassen?

Ich fahre lautlos übers weiche Pflaster –
verfrühte Arbeit und verspätet Laster.

An jener Thür vorüber? – Fass dich: hier,
hier links, da schlug es ehmals. Pocht es dir?

Zertreten und zerfahren ist der Schnee:
Schmutz überdeckt die zugefrorne Spree.

Dort schläft die Jungfrau. Ihre Stirn ist rein.
Du sollst auf diesen Strassen thätig sein.

Vorbei! Vorbei! Schon wird der Morgen laut.
Feuchtkalte Nebel – doch es thaut – es thaut!

Die Kirschenblüthe

Und wieder wandl ich unter Blüthenbäumen:
weiss alle Zweige, hellbraun erst die Blätter.
In mir ist Ruh, als ob ich horchen müsste,
und sinnend schau ich in das Abendroth. --
Da brech ich eine kleine Kirschenblüthe
und hefte sie mir ernsthaft an den Rock
und gehe weiter. Weiter schau ich schweigend
nach Westen, und mir ist, als würd es dunkler.

Da füllen Thränen plötzlich meine Augen.
Ich wende sie vom Horizonte ab . .
ich bin gequält, doch weiss ich nicht wodurch . .
und ich gewahre, dass die Kirschenblüthe,
die weisse, kaumerschlossne Frühlingsblüthe
mir schon entfallen ist. Umsonst – umsonst
brachst du sie nun, sie haftet nicht bei dir.

Sprödes, knospenkeusches Mädchen,
könnt ich einmal noch dich küssen
scheu wie einst, da du erröthet –
hab auch selbst erröthen müssen.

Die gesenkte braune Wimper
hielt den süssen Groll zusammen,
hielt die zage Gluth verborgen,
deines Busens erste Flammen.

Könnt ich einmal noch beklommen,
reinen Herzens so dich schauen,
da ich reuevoll und bangend
hing an deinen Augenbrauen!

Was ich gierig je genossen,
lauten Lebens wilde Lüste,
gäb ich hin für jenes Zagen,
da ich scheu zuerst dich küsste.

Wenn sich das Herz der Erde wieder löst,
und wieder weich die Fluth der Winde gleitet –
aufthaut in mir ein klagendes Erinnern.

Auch mir hat einmal sich das Herz gelöst,
einmal auch mir die Seele sich geweitet –
nun ward auch das ein Schmerz, geheim im Innern.

Das war der Duft, der deinem Haar entströmt,
der mich umhüllt gleich einer Zauberwolke!
– In tiefem Sinnen sass ich still bei Nacht,
und die Gedanken sengten mir die Stirn –
da war es mir, als wehte mir entgegen
ein fremd-vertrauter Hauch aus fern vergessnen
Welten – –

Ich strecke meine Arme nach dir aus!
Das war der Duft, der deinem Haar entströmte...

Heimathloser, fremdgeborner, suche, wo du
Ruhe findest –
wo du sehnsuchtskrank dich länger nicht in
Zwanges Qualen windest.

Lehne dich an jene Brüste, lehne dich in jene
Arme –
glaube, dass sich treue Liebe deiner wüsten
Stirn erbarme!

Heimathloser, fremdgeborner, träume so ein
leis Ermatten –
träume, dass dein Haupt sich wiege schon in
süssen Todes Schatten.

Die Liebe hab ich je und je gesucht,
in der ich ruhen darf und mich verlieren
und wähnen, niemals mehr allein zu sein.
– So war es deine Liebe, die ich suchte?

Ja – lege deine weiche, kleine Hand
auf meine Stirn, dann schliess ich meine Augen.
Und bald vergass ich mich – und bin bei dir –
es starb die Welt – verloren und entschlafen.

Oftmals, wenn ich gewahrte, wie tief und wie treu du mich liebtest,
sind mir die Worte entflohn: Ach ich verdiene das nicht.
Angstvoll sahst du mich an mit deinen leuchtenden Augen,
nieder schlug ich den Blick, küsste dir schweigend die Hand.

Wärst du die meine geworden, du, die ich mit drängender Seele
suchte, und wenn ich von dir Liebe um Liebe gewann –
wär ich erwacht vielleicht von den Lorbeerträumen der Jugend,
aber der Segen des Glücks hätte die Brust mir erwärmt.

Sappho

I

Ja, es gleicht den Göttern der Mann, der flüsternd
nah dir sitzt in heimlicher Sommerlaube.
Näher rückt er – inniger fleht er – und du –
lächelst verlangend!

Aber mir – zerschlagen in meinen Brüsten
ist das Herz, die Zunge in meinem Munde
stockt – und lähmend rieselt ein eisig Feuer
unter der Haut hin.

Blind die Augen – nur vor den Ohren gellt es!
Schaudernd vor der Wucht des ergrimmten
Schicksals
wank ich, blasser denn Heu, das an dem Feldrain
welkend vergessen.

II

Alle Nächte zaubert der Traum die Wonnen
deines Leibes wieder vor meine Sinne!
Meine Lippen wachen und stammeln leise
glühende Worte!

Küsse, die du von mir in dich gesogen,
spür ich wieder, bebend in deinen Armen,
Küsse, die ich von dir in mich gesogen,
brennen aufs neue!

Doch die Sonne führt mir die Welt ans Lager,
morgenkalt verscheucht sie die nächtgen Gluthen,
weinend sehn ich dem Schlaf mich nach –
dem Traume,
drin du mich küsstest.

Sinnlos, wie verzaubert, das Haar im Nacken,
such ich draussen im Hain die tiefe Grotte
wo mit mir du ruhtest . . und meine Thränen
netzen den Rasen.

Freunde und Menschen

I

Leidenschaftlichen Sinns und heissbegehrenden Herzens
haderst du still mit der Welt, weil sie dir nimmer genügt.
Lieber vertraue dir selbst! Es reifen die Früchte dem Manne,
wenn er die Menschen beherrscht, weil er die Menschen durchschaut.

II

Ganz nur im Banne der Kunst und Männer wie Weiber verachtend,
stirbst du als Junggesell einst, wenigen Freunden getreu.
Schmählich misslang der Versuch, dir die weibliche Bestie zu zähmen –
sage, wie kommt es da nur, dass wir dich Papa genannt?
Sollte vielleicht das Geschick darauf warten, bis du noch gezähmt wirst,
bis dich ein lächelndes Kind bürgerlich Vater benennt?

III

Unfruchtbar – doch beherrscht von der Formlust schwelgendem Wahnsinn,
ringst du als Mensch und Poet unter erdrückender Last.
Und, zu erschweren dein Loos, verliehn dir zornige Götter
zart und stolz ein Gemüth, tief in der trotzigen Brust.

IV

Lehrhaft, kühl-überlegen, beschaust du die Welt und die Menschen,
und der vergeistigte Kopf redet so weise, so schön.
Sehen nur möcht ich dich einst – wie stets ich Unmögliches wünsche –
menschlich befangen einmal – ob das Orakel dann schweigt?

Ein Lied vom Wein

Vergessen hab ich im Lebensdrang
der Jugend lachende Lieder,
nun sitz ich allein auf der Zecherbank,
in den Römer starr ich hernieder . . .
  Nun sei du Wein meine Jugend!

Vergessen hab ich die Liebste mein,
schwer hab ich an ihr mich vergangen.
Erzähle mir wieder, du funkelnder Wein,
wie einst meine Lieder ihr klangen . . .
  Nun sei du Wein meine Liebe!

Vergessen die Heimath, wo Rosengesträuch
uns beide duftend umschlungen — —
Du gleissender Wein: die Gedanken verscheuch!
wie du oft meine Schmerzen bezwungen . . .
  Nun sei du Wein meine Heimath!

Lore

Haben wir nicht wie die Kinder zusammen
gespielt? Vor den andern,
ja, vor uns selber gethan, wie in einander
verliebt?
Ach, und noch heute – gedenk ich des braunen,
blauäugigen Köpfchens,
fass ich es immer noch nicht, dass ich nicht
wirklich verliebt.

Biblische Geschichten

I

Das Buch Ruth

1

In das Land der Moabiter zogen
Elimelech und sein Weib Naemi
und mit ihnen ihre beiden Söhne.
Eine Theurung, die der Herr gesendet,
trieb sie aus dem Lande ihrer Väter.

Doch in fremdem Boden kein Gedeihen
fand der Stamm, aus Judas Grund gerissen,
und es sank zu Grabe Elimelech
und es starben seine beiden Söhne.
Einsam blieb die Mutter, nur die Frauen,
die die Söhne freiten in der Fremde,
Ruth und Arpa weinten mit Naemi.

Doch Jehova wandte seinem Volke
wiederum sein Antlitz zu in Gnaden:
und die Noth der Theurung war vorüber
und den Männern wieder Brot gegeben.

Da gedachte ihres Volks Naemi!
Aus der Moabiter Lande wieder
machte sie sich auf und mit ihr zogen
Ruth und Arpa. Und sie sprach zu ihnen:

Kehret um, o ihr geliebten Töchter!
Gehet, jede in das Haus der Mutter,
und es thu der Herr an euch das Gute,
das ihr thatet mir und meinen Toten.
Kann euch fürder Kinder nicht gebären,
die euch wieder Männer werden möchten.

Kehret um, o ihr geliebten Töchter!
Euer Jammer frisst an meinem Herzen:
denn des Herren Hand hat mich geschlagen,
und des Herren Hand hat euch getroffen!

Laut erhoben jene ihre Klagen,
Arpa küsste sie und wandte weinend
drauf sich um zu ihrem Gott und Volke.
Ruth blieb bei ihr und Naemi sagte:

Siehe, Ruth! So thu auch du, wie jene,
gehe nun und lass mich weiter wandern!

Aber Ruth erwiderte der Mutter:

Rede mir von gehen nicht noch lassen!
Wo du hingehst, will ich auch hingehen,
wo du bleibst, da werd ich bei dir bleiben.
Dein Volk ist das meine nun geworden,

dein Gott soll auch mein Gott fürder heissen.
Wo du stirbst, da werd auch ich begraben,
und der Herr, der unser Leben leitet,
möge dies und jenes mir verhängen –
doch der Tod muss kommen, uns zu scheiden!

2

Rings um Bethlehem erklang die Sichel,
denn es war die Zeit der Gerstenernte,
da Naemi und die Moabitin
wiederkehrten in das Land der Juden.

Bittre Noth bedrängte beide Frauen,
und Naemi weinte laut und klagte:

Voll und reich bin ich hinausgezogen
ehmals in die Fremde – leer und ledig
hat der Herr mich wieder heimgeleitet!

Da sprach Ruth, die Moabitin, tröstend:

Lass aufs Feld mich gehn, geliebte Mutter,
lass aufs Feld mich gehn und Ähren lesen,
wo ich Gnade finde bei den Schnittern,
dass ich lindre deine Noth und meine.

Und es war ein Mann mit Namen Boas,
angesehn im Volk und wohlbegütert;
viele Knaben, viele Mägde schnitten
auf den reichen Feldern seine Garben,

und auf seinem Acker las die Ähren
Ruth und beugte sich nach jedem Halme.

Doch aus Betlehem, der Stadt, am Abend
kam hinaus auf seine Felder Boas.
Und er sprach:
                    Wes ist die fremde Dirne,
die da hingeht hinter meinen Knechten?

Und der Knabe, der die Schnitter führte,
winkte sie herbei und sprach:
                                        Die Dirne
hat Naemi aus dem Land der Heiden
mitgebracht: sie sammelt auf dem Felde
Ähren, die verloren liegen bleiben,
und sie müht sich seit dem frühen Morgen.

Auf die Kniee sank die Moabitin.
Boas wandte seine milden Augen
auf des jungen Weibes tiefe Demuth
und erbarmte sich und sprach voll Güte:

Gehe nicht von hinnen, meine Tochter,
gehe nicht auf einen andern Acker!
Siehe, wo sie schneiden auf dem Felde,
gehe ihnen nach, und wenn dich dürstet,
gehe hin, wo meine Knaben schöpfen:
niemand soll dich kränken, wo ich Herr bin.
Keine Fremde bist du mir: ich hörte,
was du Gutes thatest an der Mutter

deines Mannes, die du treu begleitet
in ein Land, das du zuvor nicht kanntest.
Möge dir der Herr die That gedenken!
Von dem Gotte Israels, zu dem du
fremd gewandert, dass du Zuflucht fändest
unter seinen Flügeln – möge Segen,
reicher Segen auf dich niedersinken!

Und es sprach das Weib zu seinen Füssen:

Lass mich fürder Gnade bei dir finden,
Herr! Nun hast du deine Magd getröstet,
denn du hast sie freundlich angesprochen.

3

Auf den Feldern war die Frucht geschnitten,
in die Scheunen war sie eingefahren,
und es kam der frohe Tag der Ernte.
Auf der Tenne worfelte die Gerste
Boas mit den Knaben und den Dirnen.

Tief im Herzen war ein Keim entsprossen,
tief in heissem, demuthvollem Herzen:
sich zu geben dem geliebten Herren,
das gedachte Ruth, die Moabitin.
Und sie badete und salbte sorglich
ihren Leib zu ihrer Liebe Feier,
und sie schmückte sich mit Festgewanden.

Froh des Segens und der reichen Ernte,
die der Herr geschüttet auf die Tenne,
trank und schmauste mit den Seinen allen
Boas und sein Herz ward guter Dinge.
Aber da die Nacht herabgesunken,
und der laute Schwarm sich rings verlaufen,
legt er sich, von Müdigkeit bewältigt,
auf die Tenne, hinter eine Mandel.

Und die Liebe wandelt durch die Felder
und durchschleicht die Nacht auf leichten
Sohlen.
Zu dem Herrn, dem sie sich eigen fühlet,
wandelt treulich Ruth, die Moabitin.
Und sie legt sich still zu seinen Füssen
wartend nieder: ihre stumme Demuth,
ihres hingegebnen Herzens Wonne
wacht und athmet in der Hut der Schatten.

Als die Mitternacht herangekommen,
schrickt der Mann zusammen und erzittert.
Er erwacht und siehe, ihm zu Füssen
liegt ein junges Weib.
Wer bist du? fragt er.

Ich bin Ruth, bin deine Magd und Dirne.
Gieb mir Ruhe! Breite deine Flügel
über mich! Ich bin zu dir gekommen,
denn du bist der Herr, und will dir dienen.

Und gerührt ob so viel armer Demuth,
hebt sie Boas auf und spricht voll Mitleid:

Sei dem Herrn gesegnet, meine Tochter!
Was du geben kannst, hast du gegeben,
was du giebst, ist gross wie deine Liebe,
und an mir hast du sie nicht vergeudet.
Wie du sagst, so soll es dir geschehen:
Meines Volkes ganze Stadt erfahre,
dass ich dich erwählt zu meinem Weibe.
Schlafe nun bis an den andern Morgen!

Keines Menschen Seele soll erkunden,
dass ein Weib gekommen in die Tenne:
morgen sollst du meine Gattin heissen . . .
Schlafe nun bis an den andern Morgen!

II

Der levitische Mann

Zu der Zeit, da Israel verwaist war
und kein Richter richtete in Juda,
wohnte, an der Seite des Gebirges
Ephraim, ein Mann vom Stamme Levi,
der gewann aus Bethlehem eine Jungfrau,
die er heim zu seiner Hütte führte.

Aber diese brach dem Mann die Treue.
Und sie flüchtete vor seinem Zorne
wieder zu dem Hause ihres Vaters
und verbarg sich dort vor ihm vier Monde.

Und vier Monde rang mit seinem Zorne
der Levit. Dann stand er auf und zog ihr
nach, auf dass er freundlich mit ihr rede,
wieder sie zu seinem Eigen hole.

Und er sah sie, und sie führte schweigend
ihn in ihres Vaters Haus. Mit Freuden
ward er aufgenommen und bewirthet,
reuig fügte sich das Weib, und gastlich
hielt der Vater ihn von Tag zu Tage:
erst nach einer Woche brach er wieder
auf, mit seinem Weibe heimzuwandern.

Bleibe noch! so sprach des Weibes Vater:
Sieh, der Tag lässt ab – es naht der Abend.
Bleibe noch die Nacht, dass auf dem Wege
sie euch nicht erreiche. Schweres bringt oft
dunkle Nacht dem Menschen. Morgen frühe
ziehet eures Weges in die Heimath!
Aber jener folgte nicht der Warnung,
sondern zog mit seinem Weib von dannen.

Da sie nun des Weges schritten, ging die
Sonne ihnen unter vor Gibea,
die da liegt in Benjamin. Sie kehrten
ein daselbst, dass sie zur Nacht dort blieben.

Auf der Gasse zu Gibea setzte
der Levit sich nieder mit dem Weibe:
niemand war, der Obdach bot den Müden,
Schutz im Hause vor der Nacht Gefährden.

Sieh, da kam ein alter Mann des Weges,
von der Arbeit, da es auf den Feldern
dunkelte: der war wie sie ein Fremdling
zu Gibea, stammend vom Gebirge
Ephraim. Und da er seine Augen
aufhob und den Mann sah auf der Gasse,
fragte er: Wo willst du hin und woher
kommst du? Und da jener es gemeldet,
sprach er: Friede sei mit dir; du findest,
was du suchst, bei mir, in meiner Hütte.

Bleibet nur nicht hier: es ist des Volkes
kein Verlass und sinnen arge Dinge.

Freundlich führt er sie zu seinem Hause,
lud sie ein und liess sie ihre Füsse
waschen und an Speis und Trank sich laben.

Da ihr Herz nun guter Dinge wurde
und vergassen der bestandnen Mühsal,
kamen Leute aus der Stadt Gibea,
böse Buben, und umgaben lärmend
rings das Haus und pochten an die Thüre.

Bring den Mann heraus, den du beherbergst,
riefen sie, auf dass wir ihn erkennen!
Denn es trieb sie frevelnde Begierde
nach dem fremden Manne.

Und der Hauswirth
trat hinaus und sprach zu ihnen: Leute,
lieben Brüder, thut nicht also Übles!
Als ein Gast betrat er meine Schwelle,
fordert nicht von mir solch grosse Sünde!

Aber jene hörten nicht, sie tobten
um so lauter nur. Da sprach der Hauswirth:
Höret! Eine Tochter hab ich, Jungfrau
ist sie noch, von keinem Mann berühret,

jener aber hat ein Weib – die beiden
bring ich Euch heraus: mögt Ihr sie greifen
und nach Eurer Lust mit ihnen fahren –
aber thut nicht solche grosse Sünde!

Jene hörten nicht auf ihn. Doch drinnen
hatte der Levit das Wort vernommen.
Und er griff sein Weib und trug es selber
ihnen vor die Thür. Da fielen gierig
sie es an und schleppten es von dannen.
– – – – – –

Hart vor morgen kam das Weib gegangen.
Nieder fiel sie vor der Thür des Hauses,
drin ihr Herr war. Ohne Regung lag sie
vor der Thür am Boden, bis es Licht ward.

Da ihr Herr am Morgen nun herausging,
dass er seines Weges weiter zöge,
lag sein Weib da, vor der Thür des Hauses,
und die Hände lagen auf der Schwelle.

Und er sprach: Steh auf und lass uns wandern.
Aber jene gab ihm keine Antwort,
sondern schwieg und lag da vor der Thüre,
und die Hände lagen auf der Schwelle.

Und er hob sie auf und lud die Todte
auf ein Maulthier, und so ging es weiter,
und sie kamen wieder in die Heimath.

Und er nahm ein Messer und zerstückte
seines Weibes Leib mit Rumpf und Gliedern
in zwölf Stücke. Und an alle Stämme
Israels entsandte er die Stücke.

Und der Zorn Jehovahs traf die Frevler.
Benjamin zerschlug des Schwertes Schärfe,
und verbrannt mit Feuer ward Gibea.

Doch verloren im Gewölk der Zeiten
ist der blutige Name des Leviten
und verloren seines Weibes Namen.

III

Vom Baal zu Babel

1

Vierzig Schafe und zwölf Malter Weizen
nebst drei Eimern Weines wurden täglich
am Altar des grossen Baal geopfert:
und am nächsten Morgen war es alles
aufgezehrt, und gnädig und gesättigt
grinste Baal herab auf seine Knechte.

Auch der König Cyrus diente täglich
seinem Gott und ging hinab zum Tempel,
am Altar des grossen Baal zu beten.

Und er sprach zu Daniel, seinem Freunde,
den er ehrlich hielt, obwohl er Jude:
Sage mir, was betest du nicht auch an
meinen Gott, den grossen Baal zu Babel?

Daniel versetzte: Keine Götzen,
die von Menschenhand gemacht, verehr ich,
einzig den lebendigen Gott des Himmels,
Zebaoth, den Herren über Alles!

Sprach der König: Hältst du denn den Baal nicht
für lebendig? Siehst du nicht, wie viel er
täglich isst und trinkt?

Doch Daniel lachte:
Herr, mein König, lass dich nicht bethören!
Dieser Baal ist eine todte Puppe,
draussen Erz und drinnen eine Höhle:
was der Götze frisst, verdaut der Priester!

Zornig ward der König. Rufen liess er
seine Priester, und er sprach zu ihnen:

Wenn ihr mir nicht sagt, wer all die Opfer
täglich frisst, die wir dem Baal bereiten,
müsst ihr alle sterben. Könnt ihr aber
mir beweisen, dass sie Baal verzehre,
so muss Daniel sterben, denn er lästert
unsern Gott!
Und Daniel rief: Herr! König!
Es geschehe so, wie du geredet!

2

Siebzig Priester dienten Baal, dem Gotte.
Siebzig Priester traten mit dem König
in den Tempel, und es sprach der Aeltste:

Siehe, Herr, wir lassen dich gewähren.
Du, der König, mögest Trank und Speise
selber opfern und die Thür verschliessen
und versiegeln mit dem eignen Ringe.
Kommst du wieder dann, am nächsten Morgen,
und du findest, dass der Baal n i c h t alles
aufgezehrt, so wollen gern wir sterben.

Findest du jedoch, dass Baal die Speise
und den Trank, so ihm gebührt, verzehrt hat,
so muss Daniel des Todes sterben,
wie du sagtest, weil er Gott gelästert.

Und sie gingen grollend. Cyrus aber
hiess vor seinen Augen Alles häufen,
vierzig Schafe und zwölf Malter Weizen
nebst drei Eimern Weines, Baal zum Opfer.

Daniel indess befahl den Knechten,
dass sie Asche holten: diese liess er
streun ums Opfer, durch den ganzen Tempel.
Schweigend und verwundert sahs der König.

Darnach gingen sie hinaus. Die Thüre
ward verschlossen von des Königs Händen
und versiegelt mit des Königs Ringe.

3

Und am andern Morgen in der Frühe
stand der König auf und ging mit Daniel
vor den Tempel. Und der König fragte:
Ist das Siegel unversehrt?
Das Siegel
hat kein Mensch berührt, versetzte Daniel.

Und die Thür sprang auf. Leer war der Altar.
Cyrus aber rief mit lauter Stimme:

Baal, du bist ein grosser Gott! Bei dir ist
kein Betrug! Verzeih mir! Und er wollte
vorwärts eilen.
Halt!, rief Daniel lachend:
Halt, mein König, warte nur ein wenig.
Siehe dort! Was siehst du auf dem Boden?
Wes sind diese Stapfen?

Und der König
sah und sprach: Ich sehe wohl die Tritte.
Männer gingen aus und ein und Weiber,
Kinder auch . . .
Und siehst du auch, woher sie
alle kamen und wohin sie laufen?
In den grossen Bauch des grossen Baal! Dort
mündet ein geheimer Gang . . . Ja, König:
was der Götze frisst, verdaut der Priester!

Da ergrimmte Cyrus! Alle Priester
liess er fangen. Und noch einmal mussten
sie mit Weib und Kindern durch die Höhle
in den Tempel kriechen – statt der vierzig
Schafe wurden siebzig Priester festlich
Baal geschlachtet, der gesättigt grinste.

Aber dann zerschlug das Bild des Götzen
Daniel und zerbrach des Tempels Säulen
und zerstörte seine festen Hallen.

IV
Der Prophet Jona

1
Die Flucht vor dem Herren

Es geschah des Herren Wort zu Jona:
Mach dich auf und wandre in die grosse
Ninive und predige darinnen
von dem heiligen Zorne deines Gottes,
denn es ist vor mich heraufgekommen
ihre Bosheit, und ich will sie strafen.

Aber Jona traute nicht dem Zorne
seines Herrn und hörte nicht auf seine
Stimme, sondern floh hinab zum Meere.
Und da er ein Schiff fand, das bereit war,
auf die hohe See hinaus zu steuern,
gab er Fährgeld und bestieg es eilends –
vor dem Herren auf das Meer zu flüchten!

Doch da sandte Zebaoth die Stürme
übers Meer, dass sich ein Ungewitter
hochgewaltig aufhob aus der Tiefe,
weisse Wellen rings das Schiff umstürzten –
also, dass sie glaubten, es zerbräche.

Furcht und Graun ergriff das ganze Schiffsvolk,
und es schrie ein jeglicher zu seinem
Gott. Sie warfen alle Lasten, Güter,
das Geräte selber, das im Schiff war,
über Bord. – Nur Jona war hinunter
in das Schiff gestiegen – lag und schlief.

Doch ihn weckte jetzt der Herr des Schiffes,
trat zu ihm und sprach: Was schläfst du? Stehe
auf und ruf auch du jetzt deinen Gott an:
ob vielleicht er unser denken möchte,
dass wir nicht verdürben. – Aber Jona
wusste kein Gebet – er beugte schweigend
seine Stirn und dachte seiner Sünde.

Lasst uns losen! riefen da die Schiffer.
Lasst uns losen, dass wir so erfahren,
wer von uns es sei, um dessentwillen
solches Übel unser Schiff betroffen,
wem das Unheil gilt, das uns vernichtet.

Und es fiel das Los und fiel auf Jona.

Scheu zur Seite wichen da die Leute,
und sie fragten: Sprich, warum geschieht uns
Solches? Was ist dein Gewerbe? Woher
kommst du, und von welchem Volke stammst du?

Jona richtete sich auf und sprach:
Ein Ebräer bin ich und den Herren
Zebaoth, den Gott der Himmel fürcht ich,
der das Meer gemacht und alles Trockne.

Seines Wortes heiliger Diener war ich
bis hierher. Er ist es, der uns heimsucht,
und ich bin es, der vor ihm gefrevelt,
denn es war an mich sein Ruf ergangen
und ich bin mit euch zu Schiff gestiegen –
vor dem Herren auf das Meer zu flüchten.
Nehmet mich und werft mich in die Wogen,
und das Meer wird vor euch stille werden,
und des Sturmes Kehle wird vertrocknen.

Doch die Leute scheuten sich und trieben
heiss in Müh und Angst das Schiff zu Lande,
immer wieder nach dem Hafen strebend,
stets vergeblich – unerbittlich tobte
wider sie mit Ungestüm das Meer.

Da erhuben sie die Hände alle
auf zu Gott und beteten und schrien:
Herr, Herr! Lass uns nicht vergehn ob dieses
einen Schuld! – Und sie ergriffen Jona:
Herr, Herr! Rechne uns nicht zu unschuldig
Blut! – Und warfen ihn hinab ins Meer.

Sieh: da stand das Meer vor ihnen stille,
schlief und rastete von seinem Wüten.
Seiner Wasser Spiegel lag geglättet,
und vertrocknet war des Sturmes Kehle.

2

Das Gebet

Aber Gott verschaffte einen grossen
Fisch, der schlang in seines Bauches Höhle
Jona ein. Und Jona war darinnen
während dreier Tag und dreier Nächte,
betete zu Gott und rief zu ihm:

Aus der Tiefe rief ich, Herr, zu dir
und du Grosser hörtest meine Stimme.
Deine Fluthen hatten mich umgeben,
alle Wogen, alle Wellen gingen
über mich – dass ich gedachte: nimmer
würd ich deinen Tempel wieder schauen,
ewig wäre nun von deinen Augen
ich verstossen. Alle deine Wasser
strömten mir ans Leben, mich umragte
schon die Tiefe, Schilf umfloss mein Haupt.
Nieder sank ich zu der Berge Gründen
und verriegelt hatte mich die Erde.
Aber du, mein Herr und Gott, du führtest

wieder mich empor aus dem Verderben,
denn du bist barmherzig, gut und gnädig.

Da die Seele schon bei mir verzagte,
dacht ich deiner Herr, und mein Gebet drang
auf zu dir in deinen heiligen Tempel.
Jene, die vor deinem Grimm verzweifeln,
die sich knechten lassen von dem Leide –
sie, nur sie verwirken deine Gnade!

Und der Herr sprach zu dem Fisch im Meere.
Und der Fisch spie Jona aus ans Land.

3

Ninive

Und zum zweitenmal geschah des Herren
Wort zu Jona: Mach dich auf und wandre
in die grosse Ninive und predige
von dem heiligen Zorne deines Gottes,
denn es ist vor mich heraufgekommen
ihre Bosheit, und ich will sie strafen.

Jona hörte und gehorchte. Eilends
brach er auf zum Lande der Assyrer.
Und er kam nach Ninive, der grossen,
die drei Tagereisen lang sich ausdehnt.
Stumm ging Jona eine Tagereise,

aber dann erhob er seine Stimme,
predigte und sprach: Noch vierzig Tage
wird die stolze Ninive sich brüsten –
doch nach vierzig Tagen wird der Herr sie
züchtigen zu ihrer Sünden Ernte
und zerreissen ihrer Mauern Kranz.

Da die Leute solche Predigt hörten,
zog die Furcht in ihre raschen Herzen,
und sie glaubten Gott. Alsbald erhub sich
Wehgeschrei und Klagen durch die Strassen.
Und die Kunde kam auch vor den König.
Der stand auf von seinem goldnen Throne,
legte seinen Purpur ab und hüllte
sich in einen Sack. Drauf liess er ausschrein
als Befehl und aus Gewalt des Königs:

Dass vielleicht sich Gottes Zorn noch wende,
sollen alle, alle Wesen fasten,
Gross und Klein und Mensch wie Thier. Sie sollen
alle sich in härene Säcke hüllen
und sich niederwerfen in die Asche.
Darben soll was Odem haucht und niemand
soll sich selber Speis und Trank gewähren
noch ein Thier zur Tränk und Weide treiben.
Sondern jeder soll vom bösen Wege
ab sich kehren und von seiner Hände
Frevel! — Dass vielleicht wir Gnade fänden,
dass vielleicht sich Gottes Zorn noch wende!

Als nun Gott die Werke ihrer Reue
sah, erbarmte sich sein Herz des Volkes,
und das Übel, das er durch die Stimme
Jonas, seines Dieners über jene
schon verhängte — that er ihnen nicht an.

4

Die Kürbisranke

Da ergrimmte Jona tief im Herzen
und er betete zu Gott und grollte:

Sieh, das war's, was ich zu mir gesprochen,
da ich noch in meinem Lande wohnte:
allzuoft empörte deine Güte
mein gerechtes Herz, da ich noch Kind war.
Darum hört ich nicht auf deine Stimme,
dachte, Herr, vor dir aufs Meer zu flüchten:
denn ich weiss, du bist barmherzig, gnädig
und von grosser, allzulanger Güte,
und des Übels, das du schon verhängtest,
lässest du dich reun! — So nimm, o Herr, denn
meine Seele von mir! Meine Augen
wollen diesem Volke deine Gnade
nimmer gönnen — lieber will ich sterben,
als vor seinen Sünden weiter leben!

Und er wandte sich und ging von dannen.
Morgenwärts der Stadt, auf einem Hügel

hielt er Rast und baute eine Hütte –
setzte sich davor und sah hinunter:
Was der Stadt wohl widerfahren würde.

Doch der Herr verschaffte einen Kürbis,
der wuchs über Jona, dass er Schatten
gab ob seinem Haupt und vor der Sonne
glühendem Leid den Scheitel ihm bewahrte.
Jona freute sich der grossen Blätter
und entschlief erschöpft in ihrem Schutze.

Als jedoch die Morgenröthe anbrach,
hiess Gott einen Wurm, den Kürbis stechen,
also, dass er hinsank und verdorrte,
und ein dürrer Ost, vom Herrn gesendet,
riss die welken Blätter bald von hinnen.
Da die Sonne vollends nun emporstieg,
stach sie Jona auf das Haupt, so dass er
matt an Leib und Seele ward. Er wünschte
sich den Tod herbei und rief zum Herren:
Lass mich länger nicht im Unrecht leben!

Da geschah des Herren Wort zu Jona:
Meinst du – billig zürnst du um den Kürbis,
den du nicht gemacht hast, noch gezogen,
der in einer Nacht erwuchs und welkte?
Sieh, dich jammert seiner kurzen Blüthe –
weil sie deinem Haupte Schutz erwiesen –

und mich sollte Ninives nicht jammern,
solcher grossen Stadt, darinnen mehr denn
hunderttausend Menschen, die nicht wissen,
was sie gut und böse nennen sollen?

Aber Jona gab dem Herrn zur Antwort:

Du bist Gott, der Herr der Ewigkeiten,
der du Leben gibst und nimmst das Leben,
der du bleibst in Willkür deines Schaffens,
unberührt im Wandel aller Zeiten.
Aber ich bin nur ein Mensch der Erde,
der dahin geht wie das Grün der Fluren,
der dahin welkt wie die Kürbisranke –
und ich zürne billig bis zum Tode.

Alte Zeiten sah der Erde Antlitz.
Ungezählt durchmass des steten Tages
Glanzesbahn das rollende Rad der Sonne –
dennoch ewig

scheint uns jung und frisch der Frühlingsmorgen,
wenn der Feind der Nächte, strahlgewappnet,
seinen Lichtspeer schleudert über dunkler
Wolken Wälle.

Ewig jung – wie oft entzückten Augen
sich erschlossen auch die Rosengärten –
ewig bleibt sie jung die Lust der Seele.
Lieben – leiden

aller Wesen nievergessnes Wollen!
Nimmer ehrt der Kampf mit diesem Zwange,
nimmer wird der Mensch, wie sehr er strebt, den
Kampf vollenden.

Bist mal für mich das rechte Weib,
 all meinen Sinnen gut,
und taugst zu mir, so Seel wie Leib,
 als flöss darin mein Blut!

All Heuchelei, von uns verlacht;
 fort mit dem Schöngethu –
mit der Natur, die uns gemacht,
 stehn wir auf du und du!

Und wenn sie rümpfen ihre Nas,
 weil wir nicht fein noch fromm –
gönn all den Ärmsten ihren Spass
 und lass sie laufen! – Komm!

Denn was uns trennen sollte,
hat uns erst fest vereint,
wir haben nun zusammen
gelitten und geweint.

Viel anders ist es worden,
als wir es selbst gedacht,
da wir in reifem Rausche
getollt nur und gelacht.

Ein Ernst ist uns gekommen,
wir schauten still uns an
und reichten uns die Hände
und wurden Weib und Mann.

Gottesdienst

Sicher und harmlos,
wie Götter und Kinder,
athmen wir freudig
des Lebens Tage.
Aber die Nächte,
des Lebens Nächte
feiern wir fromm.

Uns segnet der Mond
mit weissen Händen:
am Hange des Berges
auf hoher Warte
giesst er das Silber
uns vor die Füsse,
und goldne Sterne
flammen und kreisen
über den Scheiteln
der Gottgebornen.

Fern drängt ein Windstoss
schwer durch den Hochwald . . .
Aus seinem Rauschen
spüren wir schauernd
ewigen Hauch . . .

-- Lernet verachten
die niedern Geschlechter!
Hoch durch die Wipfel
wandelt der Sturm.

Lernet verachten
die Meute der Menschen!
Rein, für die Menschheit
schlage das Herz!

Lernet gebieten
als Herren den Herrschern!
Nur was euch eigen,
schirmet und baut! –

Jessica

1

Coquett?

Alles verzog sich . .
endlich allein wir zwei . .
und in die Hand sofort
stützt sie das Kinn:

— Sag mir nun ernsthaft:
warst du zufrieden so?
War ich nicht artig heut,
gar nicht coquett?

Ach, war ich sittsam!
Hab kaum ein Wort gewagt,
immer nur zugehört . .
War ich coquett? —

— I Gott bewahre!
Köpfchen nach links geneigt . .
Zopf auf die Brust gelegt . .
Gar nicht coquett!

2

Wenn ich entfesselt, dreist, nur noch ein Spiel
lieblichen Rausches bebend vor dir stehe
im Lichtstrahl deiner Augen – o, ich flehe:
wende sie ab von mir – es ist zuviel!

Da du mit schlichtem Zutraun mir genaht,
dürft ich die liebe, klare Seele trügen?
Du bist zu gut für meine alten Lügen,
kein Boden mehr mein Herz für deine Saat.

3

Herbstblatt

Nun sind die Winde lebendig,
die Sonne ist blind und matt . . .
vorüber an meinem Fenster
segelt ein herbstlich Blatt.

Dem lieh Natur zerstörend
launischer Gnade Schein,
hinsinkend frei zu flattern,
hinwelkend bunt zu sein.

4

Flucht

Fort denn! Hinaus! Und all das Spiel
es hab mit Eins sein End!
Und züngeln noch der Flämmchen viel,
gelöscht wird, was da brennt.

Ja, wie ein Dieb, der schon zuviel
und allzu frech sich stahl,
berg ich mich in der Welt Gewühl
vor jener Augen Strahl.

Vor deinen Augen, Jessica,
die mich zu heiss umloht . . .
Fahr wohl! Jetzt ist ein Ende da:
für dich bin ich nun tot.

5

Scherzo

Mich selber hab ich nun bezwungen
und bin ein halber Engel schon,
die Palme hab ich mir errungen,
geniesse meiner Reinheit Lohn!

O Sünde an der heilgen Jugend,
der toten Sitte schnöder Sieg,
o schmählicher Triumph der Tugend
in feigem, würdelosem Krieg!

Was frommt es, selber sich zu zwingen,
da schon die Welt genug uns zwingt,
was frommt es, Opfer ihr zu bringen,
die selber uns zum Opfer bringt!

6

Aus einem Briefe

. . . und das üppige Haar
und mehr denn alles deine nächtigen Augen,
die saugenden Sterne . . . Wahrlich Jessica,
ich bin noch nie so kindisch stolz gewesen,
als da ich dir, du wundervolle Hexe,
als da ich deinen siegesleuchtenden Reizen
und deinen fordernden Blicken widerstanden.

Nun wär ich tot für dich? — O könntest du hören
das gelle Lachen, das ich einsam lache
mir selbst zum Hohne! – Jessica! Verzeih!
Verzeih! Ich war ein Thor! Ein Narr! Ein Sünder!
Verzeih! Und wenn du diese Worte liest,
so wisse, dass die Reue mich verzehrt,
und wisse, dass ich wiederkehren werde,
und dass ich deine Knie umklammern werde
voll Büsserglut! . . .

Des Sommers Ruhe

Der Duft der Gräser zieht zur Stadt hinein,
und alles Leben sättigt Sonnenschein.

Selig und träg, in wohligem Ermatten
lieg ich zurückgelehnt in luftigem Schatten.

Still lächelnd, wie ein dummvergnügtes Kind,
blinzl ich zum Fenster, wo der warme Wind

mit rotgestreiften Jalousieen spielt,
wo dann und wann das Licht ins Zimmer schielt.

O tiefes Glück, befreit von Wunsch und Denken,
sich ganz in heitres Spielen zu versenken,

ob alles Werdens Angst zu triumphieren –
sich in des Sommers Ruhe zu verlieren.

Im Thal der Freude weiss ich ein stilles Haus
am dunklen, bergquellrauschenden Tannenwald.
Es tönt ein Lied durch meine Nächte,
das mir im Traume der Quell gesungen.

Im Thal der Freude weiss ich ein stilles Haus.
Wie hiess das Lied? Ich sinne vergebens nur.
Fern im Gebirg, durch Felsenspalten
rieselt es heimlich – im Thal der Freude.

Tristan-Sonett

Da nun du schlummerst, tasten Traumgestalten
an deinen Schlaf: dass du die Hände regen,
unwillig deine Lippen musst bewegen
und weiter ringen mit des Tags Gewalten.

Einst wirst du ruhn in schutzesstarken, kalten
Armen der Nacht: traumlos wird sich ihr Segen
auf deine wunde, welke Stirne legen –
und starr und glatt sind deines Kleides Falten.

Wenn sich, gequält, in seiner Träume Kreise
der Schläfer windet, lächelst du so weise:
es kommt der Tag und lässt sich nicht betrügen.

O lerne lächeln auch ob dieser Zeiten,
ob dieses Tages dreisten Wirklichkeiten –
es kommt die Nacht und straft sie alle Lügen!

Äffchen

Nach Albert Giraud

Deine Augen, deine lieben blauen Augen,
draus naiven Goldes Sternenblicke leuchten,
deine Augen, so voll tiefen, klaren Glanzes,
drinnen dennoch — flüchtig und verstohlen —
mitten unter den frommen Mädchengedanken
deines ruhig athmenden jungen Busens
plötzlich ein neckisch Irrlicht flackernd aufspringt,
deine Augen erinnern mich an ein Traumbild:
eine Procession von Kindern und Jungfraun,
die durch gelbe, glühend heisse Felder zog,
während die Sonne grimmig auf sie nieder-
lachte ...

Zaghaft, mit des jungen Rehwilds scheuen Augen,
schweigend, unter dem Schnee der weissen Spitzen,
ziehn sie langsam wie ein Mousseline-Nebel
über die rosig-silbern leuchtende Strasse
und wie im Traume singen sie Ave Maria ...

Und vor aller Andacht sehn sie gar nicht,
wie ein frisiertes Äffchen, ein Nüsseknacker,
ausstaffiert mit Messhemd und mit Stola
hinter ihnen her mit tückischen Blicken springt,
schon die Backen bläht, auf die heiligen Kerzen
zu pusten –
während es zierlich die reiche Robe vom Boden
aufhebt . . .

Süss duftende Lindenblüthe
in quellender Juninacht.
Eine Wonne aus meinem Gemüthe
ist mir in Sinnen erwacht.

Als klänge vor meinen Ohren
leise das Lied vom Glück,
als töne, die lange verloren,
die Jugend leise zurück.

Süss duftende Lindenblüthe
in quellender Juninacht.
Eine Wonne aus meinem Gemüthe
ist mir zu Schmerzen erwacht.

Auf einem weissen Thierfell kugeln sich
ein nacktes Kind und ein defecter Globus.
Bedächtig setzt die blondgelockte Kleine
sich oben auf des Nordpols eisige Spitze
und dann – Hallo! Mit Jauchzen und Beine-
strampeln
fährt sie hernieder in das weiche Fell!

Und gar nicht müde wird das Kind des Spiels,
es ist ganz ausser sich vor toller Freude,
dass Gott der Herr die Welt so rund ge-
schaffen . . .
Wie herrlich lässt mit dieser Welt sich spielen!

Der letzte Ton

Ein Ton, der in den Lüften lebt,
hoch über allem Dasein schwebt,
den doch des Menschen Ohr erst hört,
wenns schon kein fremder Laut mehr stört,
wenn Todesschweigen schon die Welt
gebannt in ihren Tiefen hält . . .

Ein Ton der Freude, überreich
bald trotzig froh, bald lieb und weich –
der letzte Ton. Auch du darfst einst ihn hören
– dann wird kein Leid, kein Schmerz die Seele
mehr bethören!

Matrei

Es dunkelte schon im Thal. – Das Schloss am Berge stand
gespenstisch gross im gelben Abendsonnenschein.
Doch gegenüber auf dem Friedhof, der sich rings
mit weisser Mauer um die alte Kirche schloss,
ausbreitete still sich eine blaue, kühle Luft.

Und an den Gräbern gingen wir entlang. Sie zog
den Arm aus meinem Arm. – An jedem Kreuze hing
ein rostiges Becken voller Wasser und sie stiess
ein jedes Becken leise an und goss daraus
auf jedes Grab . . .

Dann sah sie mich mit einem ernsten Lächeln an
und sprach: die Stunde ist den armen Seelen lieb.

Im Arm der Liebe schliefen wir selig ein.
Am offnen Fenster lauschte der Sommerwind,
und unsrer Athemzüge Frieden
trug er hinaus in die helle Mondnacht. –

Und aus dem Garten tastete zagend sich
ein Rosenduft an unserer Liebe Bett
und gab uns wundervolle Träume,
Träume des Rausches – so reich an Sehnsucht!

Pierrot und der Esel

Nach Albert Giraud

Verträumt in seine Wunderwelt der Thoren,
wähnt sich Pierrot in tiefen Wald vertrieben,
verlassen und verfehmt von seinen Lieben,
auf ewig in die Einsamkeit verloren.

Zu Hass und Leiden glaubt er sich geboren,
der Freunde Schwarm sah er wie Spreu zerstieben:
einzig sein Esel ist ihm treu geblieben
und schlägt den Verstact mit den langen Ohren.

Und wie das Thier auf seine weissen Glieder
die Augen richtet, diese dummen Augen
voll soviel müder, seelenreiner Güte –

da taucht sein Herz in diese Augen nieder:
voll Demuth will er aus den Tiefen saugen
zornloses Glück und Frieden dem Gemüthe.

Pierrot marie

1

Die Würfel

Jahr für Jahr, am Aschermittwoch,
wenn der Carneval durchtobt ist,
quält Pierrot sich mit Gedanken,
die nach Tod und Heirath schielen.

Aus der braunen Stummelpfeife
steigen graue Nachtgebilde —
Jahr für Jahr, am Aschermittwoch,
wenn der Carneval durchtobt ist.

— Mit dem bläulich blassen Finger
winkt Pierrot dem Oberkellner,
dass er ihm die Würfel bringe . . .
Und die Würfel — künden — Heirath
Jahr für Jahr, am Aschermittwoch.

2

Die Werbung

In der nagelneuen Hose
mit der senkrecht steifen Falte,
würdevoll und dennoch schüchtern
naht Pierrot der Schwiegermutter.

Stolz hebt er die schönen Augen
auf, doch zittern ihm die Beine
in der nagelneuen Hose
mit der senkrecht steifen Falte.

– Nörgelnd klagt die Graubehaarte:
Colombinchen sei zu jung noch,
und ihr Sinn noch gar zu kindlich ...
Wüthend ballt Pierrot die Fäuste
in der nagelneuen Hose.

3

Die Düte

Seine hohe, spitze Kappe,
das Symbol erhabner Narrheit,
hat Pierrot im Hochzeitsrausche,
in des Festes Lärm verloren!

Jammernd suchen alle Gäste
unter Tischen, Schränken, Stühlen
seine hohe, spitze Kappe,
das Symbol erhabner Narrheit.

– Nur Pierrot, in sich versunken,
sitzt am Tisch und dreht sich langsam,
ernsthaft eine grosse Düte
aus dem schönen neuen Trauschein . .
Seht: die hohe, spitze Kappe!

4

Die Hörner

Wenn die Hörner abgelaufen
und der Jugend Lust gebüsst ist,
wird Pierrot, der lastermüde,
kriechen in den heiligen Ehstand . . .

Colombine, jung und lustig,
wollt ihn anfangs nicht mehr haben,
wenn die Hörner abgelaufen
und der Jugend Lust gebüsst ist.

– Aber schliesslich ward sie milde,
reicht am Altar ihm das Händchen,
und wie tröstend sprach sie leise:
neue werden wieder wachsen,
wenn die Hörner abgelaufen.

5

Hochzeitsreise

Auf den treulos rollenden Rädern,
nach des Südens sonniger Heimath
fährt Pierrot mit pochendem Herzen –
ihm zur Seite Colombinchen.

Bange Sorge presst das Herz ihm:
Ob sein Glück ihm nun auch folge
auf den treulos rollenden Rädern,
nach des Südens sonniger Heimath.

– Fühlt er einmal ihren Arm nicht,
und entgleitet ihre Hand ihm,
gleich sucht er sie zagend, tastend:
um die Liebe festzuhalten
auf den treulos rollenden Rädern.

Morgen-Singsang

Wie sehnt ich dem Schlafe mich nach!
Schon hielt ich das Glück an den Fäden,
da pochte die Sonn an die Läden . .
wie sehnt ich dem Schlafe mich nach!

Bang zitternd erregt sich das Herz.
Da schreit auf den Strassen das Leben,
dich macht es von neuem erbeben . .
bang zitternd erregt sich das Herz.

Aus Träumen nur schwebt es empor,
was je für uns Wonnen umschliessen,
aus uns sich in Lieder ergiessen . .
aus Träumen nur schwebt es empor.

Rings leuchtet die lachende Welt!
Dein heimliches Suchen und Leiden
muss jäh vor der Sonne verscheiden . .
rings leuchtet die lachende Welt!

Der Magdalenenwein

Die heilige Magdalena ruht
in ihrer Höhle tief versteckt,
sie hat mit rotem Büsserblut
den wonniglichen Leib befleckt.

Aus ihren Gliedern wich die Lust
des holden Lebens ganz und gar,
kaum athmet noch die junge Brust
unter dem flutenden, reichen Haar.

Da steigt im Glanz des Sonnenscheins
ein Jüngling von der Felsenwand,
und eine Schale dunklen Weins
hält er in seiner weichen Hand.

Und sprach: Ich bin Dionysos,
bin alles Lebens reichster Freund,
vom frohsten Strahl des Helios
sieh meinen nackten Leib gebräunt.

Das dürre Holz in deiner Hand,
drauf du den kranken Blick gesenkt,
ist meinen Augen Spuk und Tand,
ein hässlich Bild, verzerrt, verrenkt.

Ein Menschenglück in seinem Lauf
hemmt Tod und fremdes Elend nicht –
o heb die tiefen Augen auf
zu meines Lebens Freud und Licht.

Das rote Blut auf deiner Haut
ist röter nicht, als dieser Wein –
der Himmel, der dir draussen blaut,
ist blauer nicht, als deiner nassen Augen
Schein. –

Drauf hat er ihr den Wein gereicht,
den sie mit langen Zügen trank;
und als er sich herabgeneigt,
sie selig an die Brust ihm sank.

Kinderköpfchen

In scheuer Lust, doch nimmermehr verschämt,
hobst du die runden, weissen Arme auf
und dehntest sie empor und suchtest blinzelnd
dein Bild im Spiegel.

Ich aber stand entfesselt hinter dir
und sah in deinen vollen, blanken Schultern
die beiden Grübchen.

Da beugt ich mich auf diesen Nacken nieder
zum Kuss . . .
Es ward mir klar, wie du den Göttern still
vertraut, gar innig wohl befreundet bist.

Wenn sie dir nahen, tupfen sie dir leise
mit leichtem Finger auf dies schwellende Rund —
und also lieblich, Menschensinn verwirrend,
blieb ihres Grusses Spur in deinem Fleisch.

Fasching

Wie eine reife, süsse Dolde
hing deine Güte über mir;
im Rausche griff ich nach dem Golde
und streifte schon an seine Zier.

Nun hat ein graugewobner Schleier
mir deinen Liebreiz jäh vermummt;
und unsrer Seelen bunte Feier
ist ohne Klagelaut verstummt.

Verlorene Nacht

Schlaf! Du trauriges Kameel
hast auf deinem Wiegerücken
aus der lieblichsten Oase
in die Wüste mich getragen . .

Hielt ich, siegverwöhnter Pascha,
doch im Arm das zappelnd lustige
Mädchen, das sich nicht verhüllte,
das so süss und kindisch tollte,
meiner lässigen Hände lachte,
meine müden Augen küsste . .
Und ich schlief an ihren Brüsten,
im Besitze reich mich fühlend,
wohlig ein — eh noch die Sinne
die beseligten gesättigt.

Da – was dringt für rauhes Lärmen
von der Strasse? Ich erwache,
reib verdrossen mir die Augen,
seh der Sonne frechen Frühblick –
Doch kein Mädchen mir zur Seite.
Draussen hör ich auf dem Gange,
wie sich fremde Stimmen kreuzen –
und nun klopft es. Gott verdamm mich!

Tritt ein Comitécollege,
so ein Kerl im schwarzen Gehrock,
höflich grinsend an mein Lager –
mahnt mich, dass es höchste Zeit sei,
einen andren Herrn Collegen,
wie versprochen, aufzusuchen . . .

Schlaf! Du trauriges Kameel
hast auf deinem Wiegerücken
aus der lieblichsten Oase
in die Wüste mich getragen!

Morgentraum

In den wachen Morgentraum
  sprühen tausend Silbersterne;
draussen auf den raschen Strassen
  drängt sich lärmend schon das Volk.

Auf den Plätzen sengt die Sonne,
  brütet schon der Dunst des Staubes —
in den wachen Morgentraum
  sprühen tausend Silbersterne.

Milder Lichtschein, güt'ge Ruhe,
  kühl und heilig-still die Lüfte:
Durch die dunkelklaren Welten
  hallen lange Glockentöne
  in den wachen Morgentraum.

Elegie

Du meines Blutes Unruh, heimliche Liebste du,
die du verstohlen nur die dunklen Blicke schenkst,
o lass aus deinen schweren Flechten braune Nacht
um meine Sinne strömen – lass Vergessenheit
sich breiten über niegestillte Lust und Qual.

Ich seh uns wandeln unterm kahlen Winterwald,
ins Morgenrot, durch streifende Lüfte ging der Weg.
Wir Frohen schritten Hand in Hand und beteten stumm
und glaubten an den Frühling, als der Schnee noch lag . . .
– du sollst nicht weinen – gib mir deine liebe Hand! –

Der Frühling kam, uns beide fand er nicht vereint;
in Sommernächten duftete süss der Lindenbaum –
wir aber durften nicht in Liebe beisammen sein.
Nun ward es wieder Winter und es starrt der Schnee,
doch still aus Schmerzen spriesst uns wohl ein spätes Glück,
das leise webt und langsam um uns beide her.
Lass uns umhüllt von deinen braunen Haaren sein,
du meines Blutes Unruh, heimliche Liebste du.

Französisches Wiegenlied

In meines Vaters Garten —
  blühe mein Herz, blüh auf —
in meines Vaters Garten
stand ein schattiger Apfelbaum —
  Süsser Traum —
stand ein schattiger Apfelbaum.

Drei blonde Königstöchter —
  blühe mein Herz, blüh auf —
drei wundersame Mädchen
schliefen unter dem Apfelbaum —
  Süsser Traum —
schliefen unter dem Apfelbaum.

Die allerjüngste feine –
  blühe mein Herz, blüh auf –
die allerjüngste Feine
blinzelte und erwachte kaum –
  Süsser Traum –
blinzelte und erwachte kaum.

Die zweite fuhr sich übers Haar –
  blühe mein Herz, blüh auf –
die zweite fuhr sich übers Haar,
sah den roten Morgensaum –
  Süsser Traum –
sah den roten Morgensaum.

Sie sprach: Hört ihr die Trommel nicht –
  blühe mein Herz, blüh auf –
sie sprach: Hört ihr die Trommel nicht
hell durch den dämmernden Raum –
  Süsser Traum –
hell durch den dämmernden Raum?

Mein Liebster zieht zum Kampf hinaus –
  blühe mein Herz, blüh auf –
mein Liebster zieht zum Kampf hinaus,
küsst mir als Sieger des Kleides Saum –
  Süsser Traum –
küsst mir als Sieger des Kleides Saum!

Die dritte sprach und sprach so leis –
  blühe mein Herz, blüh auf –
die dritte sprach und sprach so leis:
Ich küsse dem Liebsten des Kleides Saum –
  Süsser Traum –
ich küsse dem Liebsten des Kleides Saum. – –

In meines Vaters Garten –
  blühe mein Herz, blüh auf –
in meines Vaters Garten
steht ein sonniger Apfelbaum –
  Süsser Traum –
steht ein sonniger Apfelbaum!

Franzensfeste

Franzensfeste, du Thor des Frühlings,
draus dem fröstelnden, nordischen Fremdling
Lenzeswogen der Blüthenbäume
warm und lachend entgegenströmen,
weich und wonnig entgegenschlagen –
sage, warum diese dräuenden Mienen,
all diese Mauern und finsteren Gräben,
all diese Wälle, draus ungezählte
Riesenkanonen gen Himmel starren? –

Wehe! Europa rüstet den Frieden!
Tief in die wonnigsten Thäler der Berge
tragen sie düster das Werk der Zerstörung,
tragen sie seufzend des Krieges Bild.

Franzensfeste, du Thor des Frühlings:
Einst – ich weiss es – ranken und schwanken
blaue Syringen empor an den Mauern,
goldener Regen weht von den Zinnen
und auf den Wällen wildert die Rose.

Doch aus den leeren Kanonenscharten
klingt's wie der Klang der gefüllten Gläser,
klingt es wie silbernes Mädchenlachen,
klingt's wie Gesang froh-seliger Menschen! –

Lass uns träumen von deiner Zukunft,
Franzensfeste, du Thor des Frühlings!

Im Lande der Thorheit

Im Lande der Thorheit küsst ich die Hände
der schönen Fraun,
sie waren schmeichelnd und weiss, mit blitzenden
Ringen geschmückt.
Ich lachte wohl auch beim lieblich klingenden,
lockenden Wort
und eitel genoss ich des eigenen spielenden
Übermuths.

Doch immer wieder irrte mein Blick ins
Leere ab:
Ich sah und fühlte die Hände meiner lieben Frau,
die weich und still in ruhender Güte sich nach
mir
hersehnen aus der Ferne – deine Hände; die
allein die Wirrniss dumpfen Wollens je gebannt –
und ich gedachte jener Stunde, da mir einst
im Tode diese Hände stummen Trost verleihn.

Die Fackel

So tauchte die Fackel empor aus tiefer, tiefer Nacht,
und meine Hand, die Linke, hielt den Fackelschaft.
Sie trug und hielt das Feuer hoch und liess den Sturm
getrost zerfetzen diese Flamme, die doch nimmer starb.

Im Thale lagerte die kalte Finsternis.
Viel scheue Augen wachten da und sahen her
zu mir, weil ich die Leuchte in der Linken trug.
Doch selber sah ich nur die Mücken in dem roten Glanz,
die Eintagsfliegen, die sich flatternd in den Schein gedrängt –
und ahnte nicht, wie meine Fackel drunten wohl
weithin vergöttert wurde wie ein Sternenlicht.

Der Abenteurer

Hier ist das Land. So rudert denn den Kahn zurück
und meldet den Gefährten: Ich betrat mein Reich,
als Fürsten sehen sie mich wieder, oder nie. –
Was steht ihr noch und zaudert? Lasst mich nun allein,
allein mit meinem guten Schwert und meinem Ross –
nun werb ich in der Fremde mir die eigne Schaar.
Lebt wohl! Dem wandelbaren Meere kehr ich heut
den Rücken zu, mein Auge sucht die Burgen auf,
in deren Mauern sich der Feige sicher fühlt.
Mein Auge sucht am Horizonte seinen Feind.

Der Huftritt meines Rosses klingt an morsch Gebein,
an Menschenschädel – mich zu schrecken sind sie wohl
vom Schicksal auf des Reiches Schwelle ausgestreut?
Zerstampfe sie, mein Schwarzer, stampfe über sie hinweg:
Sie waren nicht, der ich bin – darum fielen sie.

Von reifen Früchten

Von reifen Früchten träumt ich eine volle Nacht,
von goldigen im dunkel üppigen Gebüsch.

Am Berge war es, unter altem Mauerwerk,
und Duft und Sonne glühten da in Heimlichkeit.

Von gelben Marmorschwellen rieselte müd ein Quell
und eine Nymphe lauschte dem leisen Tropfenfall
und fing die kühlen Perlen mit der offnen Hand . . .

Von reifen Früchten träumt ich eine volle Nacht.

Auf Reisen

Die Sonne lag noch auf den Strassen,
es war am hohen, reifen Tag;
ein stummer Jubel ohne Massen
erhöhte meines Herzens Schlag.
Es klang in mir ein Spiel der Sinne
aus Kinderlust und Manneskraft,
und stolz und wonnig ward ich inne
des Glücks der freien Wanderschaft.

Kein banger Führer, der mich leiten,
kein Freund, der mich begleiten darf;
mein sind die Höhen, mein die Weiten,
rauh weht die Luft, so frisch und scharf.
Und dennoch süss mit sanften Mächten
dringt Sonnenwärme tief ins Herz,
und wie ein Traum aus fernen Nächten
verschwindet jeder alte Schmerz.

Liebesfeier

Siehst du die Perlen springen im krystallnen
Glase,
silbern und weiss? — O küsse mich, du Geliebte!
Heut sind die unsichtbaren Festguirlanden
tiefer gehängt in stolzen und reichen Bogen.

Warum gedenk ich heute der stillen Früh-
lingsstunde,
da ich zuerst gebebt an deinem Mädchenmunde,
zuerst an meine Brust die jungen Brüste ge-
drückt,
die ersten, frühen Liebesfrüchte zitternd mir
gepflückt? . . .

Still! — Hörst du die Perlen klingen im
krystallnen Glase,
silbern und leis? — O küsse mich, du Geliebte!

Fontana Trevi

Im Frühschein brennt das ewige Licht
vor Gottes Mutter düster rot
und heller tönt und voller rauscht
der alte stolze Quell.

Schwarzgraue Wolken türmen hoch
sich überm lichten Quirinal —
im Frühschein brennt das ewige Licht
vor Gottes Mutter rot.

Von meinem Lager floh der Schlaf,
umflorte Sorgen scheuchten mich
ans Fenster . . . Leicht durch Morgenluft
wiegt pfeifend sich der Schwalben Flug.
Im Frühschein brennt das ewige Licht.

In stiller Sommerluft

Das grüne Gold der Blätter, das die Sonne malt –
ich seh es noch, wie's dir vom weissen Kleide blitzt,
und fühle deine Hände noch auf meinem Haar . . .
Die wilden Blumen dufteten rings so stark und süss.

Was sprachst du doch? – Ich höre deine Stimme nicht,
vergebens sinn ich ihrem fernen Klange nach.
Ich bin allein – in meine offnen Hände fällt
das grüne Gold der Blätter, das die Sonne malt.

Gesang des Lebens

aus dem Diogenes

Gross ist das Leben und reich!
Ewige Götter schenkten es uns,
lächelnder Güte voll,
uns den Sterblichen, Freudegeschaffenen.

Aber arm ist des Menschen Herz!
Schnell verzagt, vergisst es der reifenden Früchte.
Immer wieder mit leeren Händen
sitzt der Bettler an staubiger Strasse,
drauf das Glück mit den tönenden Rädern
leuchtend vorbeifuhr.

Epistel

Des Meeres Gang ist höher heut und lauter
auch!
Wohl dem, der hinter Wällen seines Lebens
Arbeit fand
und sicher steht, gefestet auf ererbtem Grund.
Durch reichen Boden, den das Meer vordem
genährt,
auf seinem Boden schreitet er und lenkt den
Pflug
in grader Bahn und wendet ihn getrost am Ziel.

Dann rastet er — und lässt die Blicke schweifen
rings,
und sieht um sich in Ruhe wachsen seiner
Hände Werk.

Nur manchmal horcht er wohl hinüber nach
dem weiten Meer,
wann's einmal ungestümer donnert an den festen
Damm,
und denkt des Freundes — der auf wilder Fluthen
Spiel
sein Los erkor und seines Willens Güter fand . . .

Des Meeres Gang ist höher heut, doch stolzer
auch!

Erfülltes Schweigen

Kämmst du dir in Duft und Dunkel
deine krausen, reichen Haare,
ist's, als ob ein blau Gefunkel
knisternd dir vom Haupte fahre.

Und ich spürte scheue Wonne:
Wie uns Kräfte gross umwanden,
die an Tages trüber Sonne
Welt und Leute nie verstanden –

wie der Wunderkreis der Mächte
uns geworben zur Erwarmung
und im Ahnungsfest der Nächte
still vollendet zur Umarmung.

Campagna

Ja! Die Ebne ruht in satten Düften,
hingeschmiegt in sanfter Hügellinie —
drüben, hoch in noch durchsonnten Lüften,
still und einsam-schattend steht die Pinie.

Alte Gräber dunkeln, morsche Steine —
fern und unsichtbar berührt dich Rom —
doch empor aus goldnem Abendscheine
steigt die Kuppel von Sanct Peters Dom.

Und du ahnest, wie sich Flügel heben,
gleich den abendfarbnen Wolkenstreifen,
denn die Seele will zur Höhe schweben
und der Wille durch die Fernen schweifen.

Wage nur zu lieben, was genossen,
zu behaupten, was dich je entzündet —
alle Wonnen sind in dir beschlossen,
jede Grösse ist in dir begründet.

Morgen

Auf seinem Arme schlief ihm das Weib,
doch seine Liebe erweckte die Sonne —
da sie die Augen aufschlug,
lachte ein Strahl
über die beiden her.

Rosenmontag

Am Rosenmontag liegen zwei,
die kalten Hände noch verschlungen —
das Leben strömte rauh vorbei,
die beiden haben's nicht bezwungen.

Als überwunden grüssen sie
den Sieger, dem das Glück begegnet —
im Tod verbunden, segnen sie
all jene, die das Leben segnet.

San Giovanni

Die letzte Sichel des verfallnen Mondes
am Himmel Roms in der Johannisnacht
hab ich erlebt und früher nicht geruht,
bis ich für mich den Sinn erdeuten konnte.

Ich habe neue Menschen liebgewonnen –
und silbern zum Gedenken steht nun da
die letzte Sichel des verfallnen Mondes
am Himmel Roms in der Johannisnacht.

Mein Leben denk ich auch. – Es ruht der Blick
auf den Gesimsen schweigender Paläste.
Da färbt sich die Colonna morgenrot,
die Schwalben werden wach – und schon verblasst
die letzte Sichel des verfallnen Mondes.

Der Dichter

Ist's nicht im Grunde wesenloser Tand,
was ich in Reimen aneinander füge?
Ist's nicht im Grunde eine bunte Lüge,
was ich in müssig heitrem Spiel erfand?

Scheint dir mein Reimgebäude imposant?
Merkst du denn nicht, wie keck ich dich betrüge,
dieweil ich mich mit jedem Reim begnüge,
den mir der Zufall grade legt zur Hand? –

Mit Gott und Weltall spiel ich kühne Spiele!
Der Dichter wird Jongleur – er wirft im Nu
der allerzartsten Gegenstände viele

hoch durch die Luft – es glückt ihm Coup
auf Coup,
denn Alles kehrt zurück zu ihm – dem Ziele ...
Gott ist die Welt – und Gott und ich sind du!

Ein Abschied

,Du willst nun gehn?' Weisst du denn nicht,
dass ich schon lang
von dir gegangen bin? Dass nur ein Schatten noch,
ein Schein vor deinen Augen steht, den du nur
siehst?

Fest glaubt ich mich gewappnet mit dem Panzer-
hemd
heiter klirrenden Hasses wider eine Welt,
nur wenige Eisenmaschen standen offen noch
von ungefähr — die fandest du und trafst mich gut!

Wie einsam war ich schon — und war's noch
nicht genug!
Jetzt kann ich erst leicht mit vielen spöttisch und
freundlich sein,
in Stunden, wo der Ekel überlistet ist —
jetzt tanzen die Götter mir auf der flachen Hand!
Und das dank ich dir und meinem geflickten
Eisenwamms.

Du aber wusstest nicht, was du gethan — du
stehst
und fragst: ,Du willst nun gehn?' — Und bin
doch schon so weit! —
O sichre dir in der Brust dein umfühlend Herz —:
Wertvolleres Erbteil spendet uns die Erde nicht.

Annemarie

Deines Gartens armer Spatz
zählet dir zum Ruhme
jede ihm zur Winterzeit
hingestreute Krume.

Und die Blumen unter
sind des Glaubens mächtig,
dass so Vieh- als Menschenvolk
völlig niederträchtig.

Nur von dir erwarten sie
jede seltne Güte,
weil du deine Rose nicht
brachtest, als sie blühte.

Cunettone

Vor dem Kamin, in dem die Flamme flackerte,
verstummten sie und dachten ihres Lebens nach.
Alsdann versank so Vieles, was sie sonst besass,
und rein im reinen Augenblicke lebten sie.

Der dunkle Wein, der drunten in der Asche stand,
erglühte da und gab ein heimlich tiefes Roth.
Die Sonne sank — der Schnee der Berge leuchtete —
der Winterhimmel draussen schien geformt aus
Stahl.

Da sahen sie sich staunend an und doch vertraut —
und fragten nichts — und griffen herrisch Hand
in Hand.

Auf beider Stirnen lag ein seltner Widerschein
von dem Kamin, in dem die Flamme flackerte.

In der Sonne

Die Sonne wärmt ihr goldbraun rothes Haar:
das leuchtet nun so tief, das sprüht so reich –
der Prunk der Feste flammt um ihre Schläfen!

Man darf ihr nicht verrathen, wie so hoch,
wie sie so herrlich thront vor meinen Sinnen –
sonst küsst sie meine Hände mir nicht mehr
und lacht nicht mehr so wie die Kinder lachen,
und macht wohl fremde Seelen unterthan . . .
das will die Sonne nicht.

Das Thor

Aus schwarzem Marmor fügten sie vornacht
das Thor
und eines seltnen Stolzes Inschrift gruben sie
auf seine Stirn. Es drängten die Jahrhunderte
an diesen Pfosten sich vorbei, das Haus zerfiel,
das Thor bestand – heut öffnet es die Flügel weit.

Auf diesen alten Schwellen lag manch träger
Staub –
heut aber sollen braundurchwobne Purpurdecken
die grauen Quadern tauchen in den Strom der
Seide
und einer Herrin wunderzarte Füsse sollen
die grossen Wandelsteine scheu auftretend
segnen . . .

Es träumt der Herbst sein reiches Fest. Es
herrscht am See
der weissen Chrysanthemen spätgeborne Pracht
und jener dunkelrothen Blätter Überfluss,
der wie ein Mantel auf den morschen Mauern
liegt –
Wo die Cypressen dort im Abendlichte glühn,
erscheint ihr Grün von Fäden dunklen Golds
durchwirkt . . .

Die reinen Stufen schreit ich Fragender hinab.

Frauenliebe

Ihres Leibes Wunderschaft
hat so völlig ihn verschnüret,
dass ihn fürder keine Kraft
wieder auf zur Freiheit führet.

Lachend hat an seiner Not
sie das Frauenherz geweidet,
wissend, dass er bis zum Tod
duldet, liebt und für sie leidet.

Enis vor Harun al Raschid

Unter meinen Wunderhänden
wächst ein Lied zum Preis der Schönheit:
alle Töne wollen klingen,
schwingen jeder Laut.

Und ich beuge mich am Werke,
kaum dass ich die Augen hebe –
unter meinen Wunderhänden
wächst ein Lied zum Preis der Schönheit.

Nichts wird dir verborgen bleiben,
dir entfalten soll ich Alles,
ja das Bild des Lebens selber
soll sich strahlend dir verdichten
unter meinen Wunderhänden.

Schneeschmelze

Nun muss der Schnee vom Haupt der Berge
steigen:
die Sonne giebt ihm länger keine Ruh.
Sie will dir ihre neuen Wunder zeigen,
den Blüthenschnee, verstreut auf allen Zweigen –
das Haupt vor solcher frohen Fülle neigen
musst nun auch du.

Schon dampft es von den Höhn zu höchsten
Hallen:
ein Zauber überwebt das tiefe Blau.
Es formt sich überm See zu Riesenballen,
nicht lange mehr, da hörst du Donner schallen
und Segensströme auf den Frühling fallen
aus Wolkengrau.

Scheltet das nicht Abenteuer,
was, aus Frühlingsnacht geboren,
Sehnsucht sich geformt zu neuer
Wünsche Bild – nie mehr verloren. –

Ob ich mich ans Ende wage,
bin ich dennoch zu beneiden,
denn ich lernte solcher Tage
diese neue Lust zu leiden. –

Neid und Liebe sind nur Lügen
für ein allesfühlend Herz –
sich genügen – selbst genügen –
endlos – niegebüsster Schmerz.

Verzeichnis der Titel und der Gedichtanfänge

(Die T i t e l *sind gesperrt gedruckt)*

Von diesem Buche sind 10 Exemplare (zu 20 Mark) auf echt Japan und 25 Exemplare (zu 12 Mark) auf holländischem Büttenpapier gedruckt und in Ganzpergament gebunden.

Die Exemplare sind numeriert und nur direkt vom Verlage zu beziehen.

ROSENTHAL & Co., BERLIN S O., RUNGESTR. 20